



Wälder, Wasser, Licht und Liebe

Texte der Ganzheit

Hg. Manfred Stangl  *sonne & mond*

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Impressum:
edition sonne und mond
Wien, 2009

ISBN: 978-3-9502704-1-9

www.sonneundmond.at

Herausgeber: Manfred Stangl
Lektorat: Silvia Constantin
Titelbild: Wolfgang Eberl
Satz und Layout: Matthias Hentz
Druck: Black-Print Budapest

Zeichnungen: Wolfgang Eberl

Mit freundlicher Unterstützung des Kulturamts der Stadt Wien und des
Bundesministeriums für Unterricht und Kunst

Mit besonderem Dank für seine Mitarbeit an Christian Pauli

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Einblicke

Ganzheitliche Literatur und Kunst wirkt analog zum Begriff der ganzheitlichen Medizin. Sie betrachtet den Menschen, die Welt als Ganzes; sie relativiert die Hybris des anthropozentrischen Weltbilds; sie sucht das Zusammengehören der Natur und des Menschen, des Innen und des Außen, des Verstandes und des Körpers zu bekunden. Sie provoziert mit ihrem Bekenntnis zur Fähigkeit der Intuition sowie der Wahrnehmung des Schönen. Sie ist still und laut, einfach und komplex zugleich in ihrem Sein. So nähert sie sich der Welt an, ohne dem Irrtum zu verfallen, sie stünde jenseits oder gar über den Dingen. Alles ist Teil. Alles ist ein Miteinander – eine Anthologie der Ganzheit will naturgemäß solche Texte in sich versammeln, deren Ausrichtung deutlich holistische Züge zeigt.

Einer Geistes-Kultur, die Geist alleine mit dem Intellekt assoziiert, was die Moderne mitsamt ihren Anhängseln anstellt, erscheinen komplizierte Gedankengebilde, rätselhafte und verrätselnde Ideengebäude sowie komplexe und zugleich dekonstruierende Ansätze vielschichtig und tiefschürfend.

Mögen Dekonstruktion und mystifizierende Mehrdeutigkeit in Wirklichkeit nur mehr unsinnige Ergebnisse hervorbringen, die in der Absicht erzeugt wurden, mittels Anwendung gängiger Codes und kunstsektenartiger Glaubensinhalte sich deutlich als Kunst beziehungsweise Literatur auszuweisen, wird ihnen dennoch von den Hohepriestern dieser Kunstsekte sowie von einem geschulten, gläubigen Bildungs- und Eventbürgertum der Vorzug gegeben gegenüber allem, das in scheinbar einfacher und unmittelbarer Art und Weise daherkommt, gar sich als unbeeindruckt und vielleicht wirklich unbeeinflusst von der Wurzellosigkeit und Bodenlosigkeit des - im wahrsten Sinne des Wortes - Gekünsteltes erweist.

Natürlich ist die Moderne nun zu ihrem Ende hin weniger intellektuellenfreundlich denn je (ihre Aufmerksamkeit verschob sich zu den Wissenschaften, sodass die „reinen“ Denker ein Schattendasein führen). Doch selbst die Künstler und Schriftsteller, die noch zu Beginn der Moderne deren Ausrichtung auf Fortschritt, Technik, Industrialisierung und Verstandeszentriertheit tiefsinnig attackierten oder ihr durch das Scheitern und gar den Tod die Gefolgschaft verweigerten, zählen heute zu den Anhänger des Gedankenkults, glauben also zumeist an die Herrschaft der Ideen, des Denkens, des Verstandes – fielen mit ein in den Chor des Heulens, wie gefährlich unkontrollierte Gefühle und gar die geistig-spirituelle Ebene von irrationalen Wesen für den Fortbestand der Menschheit wirkten.

Die vom Denken Ergriffenen glauben, weil sich etwas Bestimmtes denken lässt, hätten sie es schon begriffen. Sie übersehen dabei, dass in der Moderne Kultur die Spaltung zwischen Denken und Fühlen, Sagen und Handeln so weit vorangeschritten ist, dass etwas Gedachtes, sogar etwas intellektuell Verstandenes, noch nicht zu einer Änderung in der Lebenshaltung eines Menschen, schon gar nicht zu Veränderung der Lebenswirklichkeit einer Gesellschaft führt. Die Psychotherapie kennt dieses Phänomen zur Genüge: rein gedankliche Einsicht eines Problems bedeutet nicht, dieses lösen zu können und bearbeiten zu wollen (zur Erkenntnis muss Vertrauen kommen und eine emotionale Aufarbeitung, bevor Heilung geschehen kann).

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Fatal erweist sich die Abkehr von der Annahme einer „Finalursache“, wie sie vor der Moderne bekannt war, bei der immer die Ursache einer Herausforderung, eines Problems dergestalt mitgedacht werden könnte, dass die aus der Krise zu ziehenden Lehre letztlich mit der Willkür des Schicksals versöhnt. Der Moderne starrt auf die atomisierten Bestandteile der Ursache, verfolgt sie bis ins kleinste Detail – findet aber aus Entsetzen und Erstarrung nicht zur Hoffnung und Entscheidung fürs Wachstum. Dem modernen Gebrauch des Intellekts entgeht so jeder Zusammenhang, jeder tiefere Sinn und erst recht der Glaube an ein „Gutes“. Zudem erweisen sich die anscheinend einfachen Dinge des Lebens, die dem Intellekt viel zu gering erscheinen, sich mit ihnen ernsthaft abzugeben, in Wahrheit als vom kontrollierenden Verstand so wenig erfassbar, wie das Meer, ein Lachen, der Schössling und der Baum oder der Tod und das Glück. Der Unterschied zwischen dem Denken und dem Leben ist dementsprechend gleich gewaltig, wie zwischen einem Auwald und einer Zahnstocherfabrik. Daher können die vom Denken Gezeichneten wohl die Texte dieser Anthologie bloß von Grund auf missverstehen; außer sie versuchen, die permanente Reflexion des Gelesenen, die Dauerkontrolle und -kritik ein Stück weit gegenüber einer offenen, nachthimmelblauen Haltung zu unterlassen und die Texte mit Herz und Haut zu erspüren.

Um von vitaler Seite her für die ganzheitliche Sichtweise der Welt und eine adäquate Literatur zu argumentieren: Ein schönes und erfülltes Leben ist kein besonderes. Eher das Gegenteil. Glück findet der nach Erfolg und Besonderheit, nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichem Strebende kaum. Statt Erfüllung erwartet ihn Terminfülle, statt Freude das gekünstelte Getue Marke Dauer-Fun und Megaspäß. Statt von innen her strahlend zu Lächeln täuscht er sich selbst mit Zahnpastaweiß und hoffnungsloser Styl-Beratung. Ebenso wenig müssen sich literarisch wertvolle Texte durch die gängigen Attribute der Imagegesellschaft ausweisen. Weder brauchen sie dem Trend zu Permanent-Neuem anhängen – das immer bloß ein *gedachtes* Neues ist –, noch benötigen sie den Anstrich des Besonderen, Einzigartigen oder Experimentellen.

Der Glaube an den Fortschritt führte die Moderne an den Rand des Abgrunds. Die Moderne Kunst mag forsch einen nächsten Schritt Richtung Zukunft machen. Ganzheitliche Kunst hält inne und sucht den Pfad hinab von den kahlen, kalten Felsen eisiger Höhen ins fruchtbare Tal. Dabei mag sie andere Kriterien eröffnen, als moderne und postmoderne Kunst. Sie kann die Langsamkeit lieben, die „Entschleunigung“; sie kann eine Ahnung von Schönheit bieten, die den Geneigten tiefer berührt, als die Entwertung des Begriffs „Schönheit“ in der Gedanken-Kultur reicht. Sie kann zum vollkommenen Einhalten anregen. Zum Aussteigen aus dem Hamsterrad der Hast und des Kreislaufens. Absolutes Stillewerden, wie dasjenige einer Platane im Jänner, die das Laub abwarf und nun im Wintersturm tief in der Erde, in ihren Wurzeln ihre Kräfte sammelt für das blühende Frühjahr.

Oder die Stille des Ozeans in einer wolkenlosen Vollmondnacht, in der magisches Licht die Tiefe und Unergründlichkeit des Seins in unseren Augen widerspiegelt.

Die Ausgewogenheit zwischen Kritik, Ironie, Provokation und der Erkenntnis der Schönheit des Seins; sowie die Betonung der Emotionalität, des Mitgefühls und der Intuition repräsentieren weitere einmütige ganzheitlich-ästhetische Prinzipien. Ganzheitliche erzählerische Mittel stellen analoge Formen, Fabeln, Parabeln und Märchen dar, die vom

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

heutigen - zur Hochkultur geronnenen - Formenkanon als bestenfalls kinderliteraturtauglich belächelt, oder, wie etwa Fantasy-Romane, gänzlich als Nicht-Literatur ausgegrenzt werden.

Moderne und Postmoderne seien nicht verdammt, alle Asche bildet fruchtbaren Dünger für pralle Weizenähren und duftendes Brot; zum Verzehr freilich eignet sich die Asche nicht. Die Beschäftigung mit der Individualität, eines der Hauptthemen der Moderne, führte in die Sackgasse der Be-sonderung, der Ver-einzelung, der Einzig-artigkeit: also zu Isolation sowie zur Entfremdung gegenüber Natur und der eigenen Seele. Ganzheitliche Betrachtung des Menschen erkennt ihn, jenseits logischer Gesetze, als *zugleich* einer und alles seiend, als Teil und Ganzes in einem, als Mensch *und* Natur, als stets ungetrennter Blickwinkel des Universums, das aus unzähligen Richtungen sich selbst erkennt.

So auch manifestieren die versammelten Texte bunte Blätter *eines* Baumes. Sind Aspekte und Zweige, Beispielhaftes und Selbstgenügendes, Himmel, Erde und von Weisheit veredeltes Denken zugleich.

Manches mag ungewöhnlich ankommen, anderes diskussionswürdig wirken – mögen jedenfalls die Früchte des Baumes die Leser erquicken und die Kerne zu wilden, unberührten, rauschenden Wäldern heranwachsen.

Manfred Stangl, im November 2008

„Ich bin wie du, o Nacht, dunkel und nackt; ich beuge den flammenden Pfad hoch über den Träumen meiner Tage, und wo mein Fuß die Erde berührt, entspringt eine riesige Eiche.“

„Nein, o Narr, du bist nicht wie ich. Immer noch blickst du dich um nach der Fußspur, die du im Sand hinterlässt.“

Khalil Gibran: „Die Nacht und der Narr“

Die blaue Dissertation

Das Hauptgewicht unserer geistigen Tätigkeit liegt nun auf dem Intellektuellen, auf der kühlen Klärung der Situation. Solche Diagnosen sind für uns wichtigere Aussagen als die meiste Dichtung.

Hubert Braunsperger

Es ist freilich sehr viel damit getan,
wenn wir die Röntgenbrille aufsetzen
und verkünden: die Zeit ist chaotisch,
die Jugend enturzelt, der Sinn des Lebens
ist mit keinem der bekannten Kunstgriffe des Lehrfaches Logik
einzufangen,
ergo:
nihil.

Es ist gewiss herzlich wenig
ein Blatt, hellgrün und leise sich regend gegen einen lichtblauen Himmel,
der erst warm wird,
und das wird dann lange so bleiben.
Es ist gewiss recht wenig
an einem Flecken kerbiger Rinde, die erst langsam wieder ihre Feuchtigkeit
abgibt, wenn man die Hand drauf legt, ist es ein kleines Bad in einem
jungen Bach, wie er das Dorf an unzähligen Stellen jetzt belebt – und die
Menschen werden aufgehellt
unruhig.

Es ist zweifels (sogar) ohne
wenig
an einem Mädchen, das über Kies läuft und wünschte, es wäre ein feuchterer,
wie er den Fuß drückt, ehe du dich auf die Wasserfläche, die gespannte
eines Sees oder die rollende eines Stromes, ausbreitest – einmal keine
Seitenzahlen der lateinischen Grammatik! –
aber der Kies könnte auch pyramidenfarbig sein, freilich in einer orangeroten
horizontweiten Sandschachtel und vor allem nur am Abend, und nicht
lange: gerade solange die Sonne zum Abstieg braucht, nachher wollen
wir das Blaue nicht versäumen;
überhaupt wird es das Beste sein, wir entscheiden uns für das Blau; das kann
endlos sein, und endlos will es das Mädchen ja haben, das über den Kies
läuft, wohin es endlos ist.

Sie merken mit Verwunderung, meine Herren, dass ich diesmal nicht den
Gegensatz aufgestellt habe, zwischen dem Tüchlein, das man mit
irgendwie lebenden Fingern legt, und der beleuchteten Skala Hollywood.
Aber ich sage zweifellos dasselbe.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Es ist sicherlich sehr viel damit getan,
wenn wir die Röntgenbrille aufsetzen
und verkünden: die Zeit ist chaotisch.
Und weitere Punkte und Aufsätze.

Nur:

Das Erstmädchen möchte einen irgend Brief schreiben,
sie schreibt ihn auf hellem Papier.
Sie braucht eine harte Unterlage dazu, um die es nicht schade ist.
Sie nimmt das Lehrbuch der Logik.

Sommerfragmente

Sommersonntag Ende

Die späteren Nachmittage
hier sind so
dass man die schrägen blauen Wiesenblumen merkt
die späteren Nachmittage
hier haben Sonne
die späteren Nachmittage
hier gehen weit

gehen über die Straßen in ihrem Hell
über die abgegrenzten Wiesen
fürs Vieh
gehen vorbei
am abgeblätterten grünen
Wirtshaus
gehen vorbei an manchem
anderen noch
und endlich vorbei – in den Fluss.

*

Wohin mit der Leidenschaft deiner Worte?
Ins Wienflussbett, wo grüne Wiesen
wie mit dem Tortenmesser zerschnitten sind,
um braunem Wasser eine Bahn zu geben?
Eine Ansprache an die Frösche? Eine Pfützenrede halten?
Was sind deine Reden ohnehin anders? Alle, die du hältst

Lasst uns einmal das Leben auf die Waage legen.
Aufhören der Surrogate. Kein Papier.

*

Sommergewitter zwanzig Uhr

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

in den grünen Himmel
schwarze Kontur

*

Im Morgengrauen, gegen drei Uhr, kräftig
(ein Regenschauer hatte knapp zuvor der Nacht
die rotgetränkten Träume aus dem Gesicht gewaschen),
ist weithin das Flussufer aufgewacht

*

Julivormittag

Über der Straße, wie über einem Tuch im Schwimmbassin,
liegt das Sonnenlicht.
Die Fenster spielen in der Südseite,
und niemand ist auf der Straße
weithin.

Viele Ecken weiter grast ein Auto,
der Motor ist ausgestiegen und redet mit einem jungen Hund,
der auf weißen Pfoten im Staub liegt
oder ein wenig im Vormittag springt.

*

Ich fand im Wald
ein Liebesgedicht, in eine Gasmaske gesprochen.

*

Ich habe mir aus einer roten Wurzel
Bleistiftchen geschnitten.

*

Vom Vertrauen das ein Ende genommen hat
vom Vertrauen das ein Ende nehmen soll
die Lieder klappern mir die Ohren voll.
Aber der eben erst wachgewordene Teich im April
der jetzt Blick auf Blick haben und kein Ende nehmen will
macht mich wieder unendlich frisch.

*

Im Juli der Park hält den Sommer in sich
hält einen vereinzelt Vogel in sich
der zu singen nicht aufhört

*

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Brütender Nachmittag im Juli

Nach Mittag schweigt der Himmel im Asphalt.
Die Bäume schweigen grün. Die Wege in den Park
sind locker, lang und alt...

In: Andreas Okopenko: „Gesammelte Lyrik“, erstmals Jugend und Volk, 1980; nun: edition neue Texte, Droschl, ISBN: 978-3-85420-280-6

Humanisation is womanisation

Andreas Okopenko, September 2008

Flucht in den Weltraum

Ich hatte mir im Inneren der Stadt Wien, in hässlichen neu errichteten Glaspalästen, aus Gründen die ich nicht mehr nachvollziehen kann, ein Paar violetter Schuhe gekauft. Es schien, dass in diesen mehrstöckigen, labyrinthischen Einkaufszentren eine Art atmosphärisches Gift verströmt wurde, das die darin herum-, auf- und ab-, hin- und hergeschleusten Menschen ihrem gewöhnlichen Geisteszustand entrückte und langsam oder schnell dorthin brachte, etwas einzukaufen. Ich also verließ mit einem Paar violetter Schuhe durch eine Drehtüre die fenster- und tageslichtlose Zone und atmete erst einmal auf. Sodann beschloss ich das Weite zu suchen, hinaus zu fahren in die Vorstadt, in ein Gebiet, das vorzeiten vor der Stadtmauer gelegen hatte. Dort hatten unsere Vorfahren vor Jahrhunderten mit den Türken gekämpft und heute war auf dem einstigen Schlachtfeld ein großer, hügeliger Park angelegt. Ich ließ mich in der Nähe eines Teiches nieder und sah der Sonne dabei zu, wie sie sich langsam herabsenkte. Je schöner die Welt im Licht des ausklingenden Tages wurde, desto näher kam ihr die Sonne und desto schöner wiederum wurde die Welt. Irgendwann sah ich drüben auf der anderen Seite des Teiches, hinter einem aufflatternden Taubenschwarm im dickflüssig orangefarbenen Licht, ein vertrautes Gesicht. Es war ein alter Freund. Wir hatten uns aus den Augen verloren, wegen einiger oberflächlicher Missverständnisse, die schon damals nicht der Rede wert gewesen waren, aber vielleicht gerade deswegen für eine nachhaltige Verstimmung gesorgt hatten. Normalerweise hilft der Zufall in solchen Fällen aus und führt die zusammen, die sich etwas zu sagen hätten, aber wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen. Und jetzt stand ich, schwer und behäbig geworden von den Stunden im sommerlichen Sonnenlicht, auf – im ersten Moment taumelte ich leicht – und umkurvte den Teich. Das Wasser glitzerte und funkelte, spielte murmelnd mit den Sonnenstrahlen und die rundum am Ufer sitzenden Menschen schauten schweigend vor sich hin. Drüben auf der

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

anderen Seite wusste ich im ersten Moment gar nicht mehr, was ich eigentlich gewollt hatte. Der Freund fiel mir wieder ein, aber ich hatte keine Lust mehr ihn zu sehen und sah ihn auch nicht mehr. Dort hinten, zwischen den zwei Bänken, wo man die beinlosen Krüppel platziert hatte, war er vorbeigehuscht. Bestimmt hatte er irgendetwas zu tun gehabt. Wenn ich auch nur daran dachte, dass es so weit mit einem kommen konnte, dass man etwas zu tun und zu erledigen hatte, schnürte es mir den Hals zu, und in diesem Moment erinnerte ich mich an das kleine Plastiksäckchen mit den violetten Schuhen, das ich drüben auf meinem Platz vergessen hatte. Die Schuhe! War es nicht besser, wenn ich sie wieder loswurde? Sie waren aus Kunststoff, federleicht und von einem Material überzogen, das wie Rauleder aussah, aber kein Rauleder war. Die Verkäuferin hatte mir gesagt, nicht ohne mich neckisch anzusehen – vielleicht gefiel ich ihr –, dass russische oder chinesische Astronauten Schuhe aus ähnlichem Material trügen. War es aber nicht unsinnig in der Schwerelosigkeit auf leichte Bekleidung zu achten? Ich hatte die Schuhe schließlich wegen der Form und wegen der Farbe gekauft. Ich mochte violett. Inzwischen war es dunkel geworden und die Sonne war verschwunden.

Viele Leute waren nach Hause gegangen und ich eilte hinüber, dorthin, wo ich zuvor gesessen hatte. Aber meine Bank war jetzt besetzt, von jüngeren Leuten, die Bier und Wein tranken. Das Säckchen mit den Schuhen war nicht mehr auf seinem Platz. Ich schaute auffällig herum, näherte mich der Bank immer weiter. Ich rechnete damit angepöbelt zu werden, aber die jungen Leute musterten mich stumm, als hätten sie aus irgendeinem Grund Respekt vor mir. Schließlich war ich so nah, dass ich erkennen konnte, dass einer von ihnen, ein ziemlich heruntergekommener Typ, der Bier aus der Dose trank, mein Säckchen auf seinem Schoß liegen hatte.

„Entschuldige“, sagte ich. Die anderen, es waren vier oder fünf, verstummten und schauten mich an. Jetzt erschienen blinkend die ersten Sterne am Himmel. Ich zeigte auf das Säckchen. „Ich habe das da vergessen. Es gehört mir. Da sind Schuhe drin, die ich mir gerade gekauft habe.“

„Ich weiß, dass da Schuhe drin sind“, sagte der heruntergekommene Typ. Er mochte um die zwanzig sein, hatte längeres Haar und ein unregelmäßiges Gesicht.

„Du wirst dich schwer tun, zu beweisen, dass das deine Schuhe sind“, setzte er hinzu.

„Es sind violette Schuhe, aus leichtem Material, sie sind vorne rund und weisen, glaube ich, dreimalzwei Ösen auf. Die Schuhbänder sind schwarz.“

Er machte keinerlei Anstalten nachzusehen.

„Weißt du wie viele Zauberer auf Kindergeburtstagen so eine Nummer abziehen?“

„Gib mir meine Schuhe.“

„Du hast nicht bewiesen, dass es deine Schuhe sind.“ Die anderen murrten zustimmend. Der Langhaarige, dessen Stimme schon dünn und unsicher geworden war, schaute erleichtert um sich. „Oder?“

„Ich würde mich“, sagte ein anderer, „ungern in diese Geschichte hineinziehen lassen. Es liegt auch gar nicht an uns zu entscheiden, ob du im Recht bist. Es geht darum, ob du an und für sich im Recht bist, oder nicht, darum, ob das deine Schuhe sind oder nicht. Das aber hat mit uns nichts zu tun. Das musst du dir mit Josh ausmachen.“

Josh schaute mich herausfordernd an.

„Also Josh“, zischte ich fast, „würdest du also allen Ernstes behaupten, dass das deine Schuhe sind?“

Josh ließ sich Zeit. Die Pickel, die er zuhauf im Gesicht hatte und die zum Teil geschwollen waren, schienen ihn immer wieder zu jucken. Ich glaubte sogar, sie wachsen zu sehen, aber wahrscheinlich täuschte ich mich. Er kratzte sich mit langen sehnigen Fingern. Die Mädchen in der Runde schauten ihn mitleidig an.

„Ich“, erwiderte Josh und atmete tief durch, „möchte die Schuhe behalten. Sie gehören mir.“

„Das ist unglaublich“, entfuhr es mir. „Einfach unglaublich.“ Ich raufte mir die Haare.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

„Wir sind gegen Gewalt“, lispelte ein Mädchen. „Du solltest nicht versuchen, dir die Schuhe gewaltsam zu holen.“

Ich schüttelte entnervt den Kopf, hatte meine letzte Schlägerei wahrscheinlich mit elf oder zwölf im Schulhof gehabt. Aber schon damals waren es Typen wie Josh gewesen, die mich gereizt hatten.

„Ich verstehe“, begann ich, wollte aber gar nicht weiter reden, weil es offenbar keinen Sinn hatte. Plötzlich waren mir die Schuhe sehr wichtig geworden. Und jetzt hatte ich möglicherweise Glück, denn nicht weit von uns gingen zwei Polizisten vorbei. Es kam vor, dass sich im Sommer Leute im Park einsperren ließen, um unter freiem Himmel die Nacht zu verbringen. Und um das zu verhindern, patrouillierte abends vor der Schließung die Polizei.

„Hey, Hallo“, rief ich zu den beiden uniformierten Männern hinüber, die jetzt gleichzeitig die Köpfe wendeten und zwei parallel verlaufende, scharfe Blicke zu mir herüber schickten. Sie schienen verärgert darüber, so leger angerufen zu werden, und näherten sich mit grimmigen Gesichtern. Beide hatten einen sehr eigenartigen Gang, sie schienen beim Gehen absichtlich die Oberschenkel heftiger zu bewegen als nötig war, um so Koppel und Bewaffnung besser zur Geltung zu bringen. Es klapperte und raschelte laut, als sie sich näherten, und die Pistolenknäufe zuckten beiden unruhig um die Hüften wie frisch gefangene Fische. Sie hielten uns für Ruhestörer und erkannten gleich, dass wir keine ernsthaften Probleme machen würden. Dafür sahen wir zu harmlos aus. Sie musterten uns geringschätzig. Der einzige, zu dem ein Ordnungshüter insgeheim und aufrichtig aufblickt, ist derjenige, der die Ordnung erschüttern und zerstören kann. Sie wollten schon wieder weitergehen, als ich das Wort an sie richtete. Als ich den Mund zum Sprechen aufmachte, hatte ich einen Augenblick lang das Gefühl, als seien plötzlich alle möglichen Wörter, die ich kannte und die in meinem Inneren vorhanden waren, auf einen Schlag verschwunden. In diesem Moment wurde mir die allgemeine Aufmerksamkeit zuteil und es gelang mir, mit dem Reden zu beginnen.

„Ich möchte hier einen Diebstahl melden. Ich habe dieses Paar Schuhe vor ein paar Stunden in Wien gekauft und dieser Junge hier, er heißt Josh, hat sie an sich genommen und weigert sich, sie herauszugeben.“

„Einen Diebstahl“, wiederholte einer der Polizisten und schmunzelte. Sein Blick wanderte von mir zu Josh, hin und her. Er schien sich zu überlegen, für wen von uns beiden er jetzt Partei ergreifen sollte, wessen Erscheinung ihm angenehmer war. Der andere flüsterte ihm etwas zu. Er tat es so umständlich, dass es aussah, als träufelte er ihm langsam Speichel ins Ohr.

„Was sagen Sie dazu?“, wandte er sich dann Josh zu.

„Es sind meine Schuhe, ganz einfach, das können auch die anderen bestätigen.“ Seine Freunde bewegten Schultern und Köpfe so, als wollten sie bestätigen, was Josh angab, aber der Polizist schüttelte energisch den Kopf und verbat sich, dass andere sich einmischten.

„Haben Sie nicht am Klang seiner Stimme gehört, dass er lügt?“, fragte ich den Polizisten listig. „Glauben Sie, ich würde Sie herbeirufen, wenn ich nicht die Wahrheit sagte?“

„Hmm“, machte der Polizist. „Es ist durchaus möglich, dass Sie die Wahrheit sagen und ebenso möglich, dass Sie lügen. Mehr lässt sich im Moment meines Erachtens nicht sagen. Was machen Sie beruflich?“, fragte er Josh.

„Arbeitslos, unterstandslos“, antwortete der mechanisch.

„Und Sie?“

Ich senkte den Kopf.

„Arbeitslos, unterstandslos.“

„Alle beide“, sagte der Polizist und schüttelte enttäuscht den Kopf. „Besitzen Sie denn Vermögen?“ Josh schüttelte den Kopf und der Polizist schaute mich fragend an. Ich wurde vor Scham ganz starr. „Aber Sie“, sagte er dann, „Sie müssten doch wenigstens ein bisschen,

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

ich meine Sie sehen so aus, als ob-“ Ich unterbrach ihn, indem ich schließlich auch den Kopf schüttelte.

„Mitkommen alle beide“, forderte er dann streng. „Es ist uns nicht möglich, ihren Streitfall hier aus dem Stand heraus zu klären. Wir werden versuchen, im Kommissariat herauszufinden, wem die Schuhe gehören. Ganz abgesehen davon, können Sie hier sowieso nicht bleiben. Ich nehme an, Sie hatten vorgehabt, unter dem zusammengerechneten Laub dahinten die Nacht zu verbringen. Stimmt's?“

Ich nickte und auch Josh und seine Freunde nickten. Die Polizisten nickten ebenfalls, aber anders. Sie starrten uns so lange an, bis wir aufstanden. Erst als Josh und seine Freunde sich hochrappelten, sah ich, wie zerlumpt und heruntergekommen sie waren. Sie schienen noch viel schlimmer dran zu sein als ich. Ein Polizist streckte den Arm aus und Josh gab ihm die Schuhe.

„Wie sieht's mit Drogen aus“, fragte der Polizist. Jetzt wirkte Josh plötzlich sehr cool.

„Schlecht, es kommt seit Wochen nichts mehr durch.“

„Bei dir?“, fragte mich der Polizist.

„Das gleiche“, antwortete ich. Josh grinste mir müde zu.

„Dann gehen wir also“, befahl der Polizist und ging voran. Sein schweigsamer Kollege wartete, bis sich unser Trupp zottelig in Bewegung setzte und folgte uns mit den Hüften schlenkernd wie eine türkische Bauchtänzerin. Ich drehte mich nach ihm um, er hatte eine langen glänzenden Schlagstock dabei, der ihm bis ans Knie reichte. Er erwiderte meinen Blick mit einer Ausdruckslosigkeit, als wäre sein gesamtes Innenleben auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Eindrucksvoll hingegen der Himmel: er war in einem rätselhaften, sirrenden Violettgrün gehalten, das in einem fort schillerte und pulsierte und sich schlangenhaft um die Sterne zusammenzog. Deren Licht entrang sich nur mühsam und gequält der Dunkelheit. Wir kamen auf eine gewaltige, lärmende Straße, die grellgelb beleuchtet und stark befahren war. Der ranghöhere Polizist zeigte auf eines der parkenden Autos, der schweigsame näherte sich dem Fahrzeug und zertrümmerte mit seinem Schlagstock das Seitenfenster. Dann öffnete er die Wagentüre, riss unter dem Lenkrad die Verkleidung heraus und manipulierte an den Starterkabeln ungeschickt aber so lange herum, bis der Motor ansprang.

Wir fahren aus der Stadt hinaus und es war erstaunlich, dass so viele Leute unterwegs waren. Alle wollten aus der Stadt hinaus. Auch die andere Fahrbahn war vom stadtauswärts strömenden Verkehr in Beschlag genommen. Schon bald zogen sich die Fahrzeuge zu einer dichten, brummenden Kolonne zusammen, die sich stellenweise auseinander und wieder zusammen zog, und sich insgesamt nur stotternd und kriechend vorwärtsbewegte. Viele Autos hupten und die Hupsignale wogten ineinander wie die einzelnen Stimmen eines gewaltigen Froschkonzerts. Die Rückbank war nicht unbequem, die Polsterung duftete nach einem Parfum, das den Geruch eines tauenden Wäldermorgens im Gebirge zielgenau imitierte. Meine Gedanken verschwammen wie die Linien auf einem Aquarell und ich schlief ein, träumte von Frauen und unendlich währendem Geschlechtsverkehr.

„Was ist?!“, schrie der schweigsame Polizist.

Ich schrak aus dem Schlaf und sah, dass das Auto schon leer war. Alle standen draußen auf der Straße und warteten auf mich. Der Verkehr war zum Stillstand gekommen. Wir befanden uns in einer gewaltigen kahlen Ebene, die ich noch nie gesehen hatte. Vielleicht wurde dieser Eindruck großer Fremdheit von dem Licht verursacht, das die Nacht erhellte. Es war ein grügelber metallener Glanz der gleichmäßig vom Himmel strahlte. Es schien, dass dieses Licht etwas anderes als nur Licht war, etwas, das die Körper durchdrang und müde machte. Keiner von uns warf nämlich einen Schatten. Auch die Autos nicht.

„Ist das noch Österreich?“, fragte ich.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Josh drehte sich nach mir um, und schüttelte den Kopf, verzog den Mund, ohne dass klar wurde, wie diese Geste gemeint war.

„Natürlich ist das noch Staatsgebiet“, sagte der ranghöhere Polizist. „Oder sagen wir vorsichtiger: wahrscheinlich handelt es sich hier noch um österreichisches Staatsgebiet. Wenngleich wir uns möglicherweise der – ohnehin - imaginären Grenze nähern oder nähern könnten. Es ist alles, wie soll ich sagen, ein bisschen durcheinander geraten, im Kleinen wie im Großen. Aber“, sagte er, hielt inne und drehte sich um - das Weiße in seinen Augen glänzte bläulich -, „es wird sich wieder klären. Und auch wenn objektiv keine Berechtigung zur Hoffnung besteht, dass alles sich wieder klären wird, tun wir doch so, als ob gehofft werden könnte. Zu hoffen und so zu tun, als hoffte man, das ist doch fast das gleiche, vor allem für die Vielen, die es nicht so genau nehmen. Und das sind die, auf die es ankommt, die mit ihrer Arbeitskraft Staaten, die Gesellschaft aufbauen.“

Ich hatte im Flachland noch nie so einen gewaltigen Eindruck von Unendlichkeit gewonnen, wie angesichts der Ebene, in der wir uns befanden. Es schien, dass die Ebene nicht mehr wie sonst am Rand des Gesichtsfeldes von einem illusionären Ende - dem Horizont - eingefasst war, sondern dass da etwas aufgebrochen sei. Wenn man sich auf das konzentrierte, was früher der Horizont gewesen war, die Verschmelzung von Himmel und Erde, dann bekam man bohrendes, unerträgliches Kopfweh. Der Blick wurde nicht mehr aufgefangen und es schien ihn immer weiter, immer noch weiter weg zu ziehen. Es gab keinen Halt mehr für das Auge und folglich keine Möglichkeit, mit dem Starren aufzuhören. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich eine Art Anfall bekommen hatte und zitternd, stammelnd mit Schaum vor dem Mund stehen geblieben war und gerade umzustürzen drohte, als mir der schweigsame Polizist die Faust so kräftig in den Magen stieß, dass ich zusammenging und sich mein Blick mit einem schmerzhaften Ruck von diesem betörenden Wegfließen, Wegbrechen des Raumes am Rande des Gesichtsfeldes losriss.

„Dort hinten -“, stotterte ich.

„Halte den Blick gesenkt“, unterbrach der Polizist und schubste mich weiter.

Es waren viele Menschen unterwegs. Zur linken und zur rechten Seite der Straße befanden sich riesige Fabriks- oder Lagerhallen, in denen immer wieder Leute verschwanden.

„Was machen die Leute denn da überall?“, fragte ich.

„Es ist“, der ranghöhere Polizist blieb stehen und drehte sich um. Plötzlich lachte er und schaute in den Himmel. Dann zuckte seine linke Gesichtshälfte ein paar Mal, als wäre er geisteskrank. „Es ist-“, begann er wieder, setzte noch ein paar Mal vergeblich zu einer Rede an und mir schien, dass seine Stimme jedes Mal anders klang. Einmal glaubte ich, eine Frau zu hören, die ich vor langer Zeit gekannt hatte.

„Es ist-“ „Es ist-“ „Es ist-“

Josh, seine Freunde und ich warfen uns ratlose Blicke zu, nur der schweigsame Polizist wartete geduldig darauf, dass sein Kollege vielleicht wieder zur Besinnung zurückfand. Aber es sah nicht danach aus. Der Mann schaute mit verdrehten Augen in den Himmel, und schon bald schien es, als höbe irgendetwas seinen Körper an. Er begann kehlig, markerschütternd zu schreien, seine Augäpfel schwellen bedrohlich an, waren schon so groß wie Tischtennisbälle, ultramarinblau, mit schwarzer, feingliedriger Äderung. Er stand nur mehr auf Zehenspitzen, sah aus, als würde er an seinen Augäpfeln emporgezogen. Ich ertrug die Schreie nicht mehr, holte aus und boxte dem Polizisten einmal kräftig in den Magen. Das ergab - überraschender Weise - einen Klang, als würde man nasse, frischgefangene Fische auf die Planken eines Fischerbootes werfen. Waren ihm die Augäpfel aufgeplatzt? Er sank in sich zusammen und blieb leblos auf dem Boden liegen, das Gesicht in der Armbeuge verborgen.

„Er ist tot“, sagte der schweigsame Polizist, nachdem er seinem Kollegen an den Puls gefasst hatte. „Du hast ihn umgebracht.“

Der Tote ließ das Säckchen, in dem meine Schuhe waren, los, und ich ergriff die Gelegenheit, mir zu holen, was mir gehörte. Dann lief ich los, so schnell ich konnte. Die ersten paar

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

hundert Meter vermied ich es, mich umzudrehen, dann wagte ich im Laufen einen verstohlenen Blick über die Schulter, konnte aber keine Verfolger ausmachen. Ich war weit und breit der einzige, der lief. Die Vorstellung, dass es irgendjemandem darauf ankommen könnte, mich zu verfolgen, erschien plötzlich abwegig. Ein gewaltiger Strom von Menschen bewegte sich langsam und gleichmäßig zwischen den stehen gebliebenen Autos vorwärts. Ich lief weiter, wie ein junger verspielter Hund, hatte immer noch vage das Gefühl, Verfolger im Rücken zu haben, lief, bis ich nicht mehr konnte und blieb dann stehen, setzte mich an den Rand der Straße und beobachtete den Zug der Menschen. Es schien, dass die meisten von ihnen Dokumente und Datenträger mit sich führten, manche schoben auf kleinen Wägelchen Datenspeicher, ganze Server und andere Gerätschaften vor sich her. Die wenigsten von ihnen schienen über Proviant zu verfügen. Immer wieder einmal veränderte sich ruckartig die Temperatur des Lichts, wie gewaltiges Wetterleuchten, manchmal begann der ganze Himmel richtiggehend zu flimmern, wie eine kaputte Neonröhre, als drohte in jedem Augenblick der Hereinbruch der absoluten Finsternis. Aber es ging nie ganz aus; es war ein müdes, kaltes Weltraumlicht, das zwar ein wenig Helligkeit, jedoch keine Kraft und keine Wärme brachte. Das Gebiet, in dem wir uns bewegten, ähnelte einer gewaltigen Industriezone. Links und rechts der Straße erstreckten sich riesige Lagerhäuser oder Fabriken; Gebäude – und das hatte wohl mit dem schwachen, desinteressierten Licht zu tun – deren Dimensionen von außen kaum zu erahnen waren. Nicht allzu hoch, schienen sie sich kilometerweit in die Tiefe des Raumes zu erstrecken. Immer wieder einmal, wenn die Autobahn an dem Tor einer dieser Hallen vorbeiführte, geschah es, dass Leute sich mit Sack und Pack dorthin begaben und darin verschwanden. Während es draußen unter den Menschen still war, herrschte in diesen Hallen Gemurmel und Betriebsamkeit. Schön langsam, während ich so da saß und beobachtete, bekam ich, ohne das freilich bewusst zu bemerken, ein Gefühl von Wärme. Ich begann mich wohl zu fühlen, als könnte ich es an dieser Stelle da am Straßenrand länger aushalten. Meine Augen gewahrten einen großen Fleck in meinem Gesichtsfeld, zu meiner Rechten. Ein rundes Ding, etwas lebendiges, das jetzt, da ich es anschaute, seinen Kopf aufrichtete und mich anlächelte. Es war Julian, jener alte Kindheitsfreund, der mir – wie lang schien das jetzt her – vorher im Park kurz erschienen war! Er saß neben mir auf der Leitplanke.

„Weißt du nicht, wie lange ich dich gesucht habe?“

Er zuckte nur mit den Schultern und grinste. Seine Zähne glänzten, als würden sie von der Sonne angestrahlt.

„Julian! Wie lange ist das her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.“

„Ja“, sagte er nur und legte mir den Arm um die Schulter.

„Ich frage mich schon die ganze Zeit, was diese Leute hier in den Fabriken zu suchen haben, in diesen Hallen. Ob sie sich schlafen legen oder dort arbeiten“, überlegte ich.

„Schlafen ist drinnen leider nicht erlaubt“, erklärte Julian. „Du könntest es wohl eine Art von Arbeit nennen, die da verrichtet wird. Zumindest von einigen. In diesen Hallen wurde das Netzwerk eines gewaltigen Gerichts ausgelegt, das strittige Ansprüche klären soll.“

„Strittige Ansprüche?“

„Es handelt sich, so behaupten Spruchbänder, die drinnen aufgehängt wurden, um die größte Organisationsaufgabe der Menschheitsgeschichte.“

„Worum geht es denn da?“

„Um das Eigentum.“

Ich schaute ihn unwirsch an. Er lächelte wieder mit seinen schönen Zähnen.

„Das ist doch keine vollständige Antwort“, schalt ich ihn, halb im Scherz. Eine dünne Falte grub sich zwischen seine Brauen. „Um wessen Eigentum und um das Eigentum woran geht es denn?“

’Um Lebens oder Sterbens willen: lernt zu fragen, lernt Eure Ansprüche richtig zu formulieren, denn auch die beste Rechenmaschine braucht zu aller erst eine korrekte

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Eingabe.' Das las ich auf einem der Spruchbänder, geschrieben in inständig eindringlicher Kinderschrift. Auf einem anderen stand:

„Ihr besitzt nur in Gedanken. Das reicht leider nicht.“

Ich schwieg und er wartete, ob ich meine Ungeduld im Zaum behielt. Ich biss mir auf die Unterlippe, dann setzte er fort.

„Du weißt doch, dass es - na ja, siehst du, es ist gar nicht so leicht, dir Bescheid zu geben, die richtigen Worte zu finden - du weißt, dass es, sagen wir bestimmte Turbulenzen gegeben hat. Entweder ist der Erdball von seinem Kurs abgekommen oder es gab irgendwelche Verschiebungen im Universum. Vielleicht sind Sonnenwinde oder Neutronenströme umgeschlagen. Jedenfalls sind wir von unbekanntem Magnetfeldern und Strahlungen umgeben, der Himmel ist jetzt weit offen wie eine unverheilte Wunde. Das Weltall hat sich in die Lage versetzt, uns gewissermaßen in die Nase zu schauen und diese Konstellation hat auf der Erde große Veränderungen ausgelöst. Es scheint, dass zum Beispiel sehr viele Daten unwiederbringlich verloren gingen, aufgrund der geänderten Magnetströme gelöscht wurden. Diese Dinge, Datenträger aller Art, die die Leute da treuherzig und verzweifelt mit sich herum schleppen, sie alle haben keinen Zweck mehr. Dass mit einem Schlag alle Daten der Welt gelöscht wurden, alle Grundbücher, Firmenverzeichnisse, Transaktionsprotokolle, Rechnungen, Quittungen, Verträge, Aktiendepots, alles gelöscht, alles vom Erdboden verschwunden ist, als hätte es diese Dinge nie gegeben, hat zur Folge, dass nunmehr die Eigentumsverhältnisse an praktisch allen Vermögensgegenständen unklar sind. Verstehst du?“ Er lachte wie ein Kind. Waren diese Zähne überhaupt echt? Ich klopfte mit dem Fingernagel auf einen seiner Schneidezähne und spürte, dass sie echt waren. Was ich tat, schien ihn nicht zu stören. Im Gegenteil, er grinste noch breiter. Mir war irgendwie nicht wohl bei dem, was er gesagt hatte.

„Du hast doch auch nichts besessen, oder?“

„Nein, das nicht“, sagte ich.

„Ich auch nicht. Mit jedem weiteren Tag, an dem es nicht gelingt, die alte Ordnung wieder herzustellen, wird es unwahrscheinlicher, dass die Eigentumsverhältnisse je wieder geklärt werden können. Das gesamte Wirtschaftsleben kommt zum Stillstand, viele Dinge, werden nicht mehr benutzt. Wenn sie unbenutzt herumstehen, verlieren sie Funktion und Wert, sodass in vielen Fällen schon gar kein Interesse mehr daran besteht, Eigentum an ihnen zu beanspruchen. Oft weiß man schon nach wenigen Tagen nicht mehr, wofür gewisse Gegenstände eigentlich gut waren. Es ist ja häufig so, dass die Form der Gegenstände unmittelbar gar nichts über sie und ihre Verwendbarkeit aussagt, verstehst du. Schau das da zum Beispiel -“ Er hob eine polierte Stahlplatte vom Boden auf, die die Form einer Schönwetterwolke hatte. Sie war genau zurechtgeschliffen und wies mehrere unterschiedlich große, exakt kreisrunde Löcher auf, die wahrscheinlich mit der Funktion dieser Platte in einem Zusammenhang gestanden hatten. Vielleicht aber auch nicht, vielleicht passten die Kreise einfach nur gut zusammen, so wie eine Gruppe von unterschiedlich großen Seifenblasen, zufällig im Raum verteilt, auch einen bestimmten Sinn zu haben scheint.

„Dieses Ding wirkt wertvoll. Es scheint nach einer ganz bestimmten Vorstellung so angefertigt worden zu sein“, vermutete ich.

„Aber wofür ist es gut?“, fragte Julian.

„Es erinnert mich, an die Wolken, die es in unserer Kindheit gegeben hat. An heißen Sommertagen zogen sie strahlend weiß und prall am Horizont entlang. Weißt du noch?“

„Jetzt kommen wir der Sache schon näher“, sagte Julian. „Hast du deine Schuhe dabei?“

„Ja, ich hab sie. Ich habe sie wieder.“

„Gut, komm.“

Er schwang sich von der Leitplanke, lief die Böschung hinab zur steinigen Ebene. Ich folgte ihm. Er schien sich kurz orientieren zu wollen, schaute herum, schnupperte wie ein Hase, dann lief er los. Zuerst ging es ein paar hundert Meter an der Autobahn entlang, dann bog er

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

rechts ab, und wir liefen zwischen zwei der gewaltigen Lagerhallen eine schmale Gasse entlang. Immer wieder türmte sich Gerümpel auf, das wir überspringen mussten, vielfach sprangen wir auch über Leichen und immer wieder kauerten Menschen an den Mauern, die noch lebten, aber nur mehr vegetativ ihr Ende abwarteten oder mit Waffen in der Hand dabei waren sich umzubringen. Einmal kamen wir an einer Gruppe von Menschen vorbei, die offenbar im Rahmen einer komplizierten Choreographie verabredet hatten, sich wechselseitig zu erschießen. Als wir vorüberkamen knallte es, aus mehreren Pistolen, fast gleichzeitig und fünf Menschen brachen zusammen, im Moment des Sterbens sternförmig auseinander strebend. Wir liefen und liefen, stundenlang, bis irgendwann die Lagerhallen ein Ende nahmen und wir hinaus in die leere Ebene kamen. Beide waren wir nicht müde und es war ein wunderbares Gefühl, in den leeren Raum einzulaufen. Es schien, dass die Schwerkraft der Erde abgenommen hatte, denn wir waren in der Lage, gewaltige Sätze zu machen, und die erreichte Geschwindigkeit musste auch nicht mühsam durch ständig neues Antauchen aufrechterhalten werden, sondern wir flogen geradezu über den Erdboden hinweg. Es war herrlich. Irgendwann allerdings wurden wir langsamer. Etwas stoppte uns, es war die Luft selbst, die dicker zu werden, geradezu den Charakter einer unsichtbaren Flüssigkeit anzunehmen schien, und unsere Fortbewegung erschwerte. Ich hatte im ersten Moment Erstickungsgefühle, weil ich die dicke Luft wegen ihrer Konsistenz nicht einatmete, sondern hinunterschluckte. Und genau das war der Fehler.

Auch Julian bewegte sich nur mehr im Zeitlupentempo fort und sah, wie ich mit der Luft kämpfte. Er sprach, bewegte die Lippen und es dauerte, bis - wegen der geänderten Übertragungsgeschwindigkeit - die Wörter verschwommen, zerdellt an meine Ohren drangen. „Hab keine Angst. Du musst die flüssige Luft einfach in die Lungen hinabziehen. In kleinen Portionen. Wenn du sie immer wieder schluckst, erstickst du. Atme ein, ganz wenig. Hab Vertrauen. Deine Lunge kommt schon klar damit.“

Ich tat, was er sagte. Es war ein entsetzliches Gefühl, diese Flüssigkeit in meine Atemkanäle einzusaugen. Beim ersten Mal hatte ich Todesangst, mein gesamter Organismus sträubte sich, ich bekam wildes Ohrensausen und wollte panisch um mich schlagen. Aber es gelang mir - erstaunlicherweise -, ein klein wenig von dieser hochkomprimierten Luft in die Lungen hinab zu bekommen. Mein Körper entspannte sich augenblicklich und ich hustete den Rest wieder heraus. Ich fühlte mich blendend, kraftvoll. Erst jetzt bemerkte ich, dass wir in eine Art Strömung geraten waren, die uns immer wieder anhob, ein paar Meter weit vom Erdboden weg in die Höhe trug und uns dann wieder sanft absetzte. Es handelte sich dabei offenbar um eine Art Brandung, wie sie am Meeresufer existiert oder existiert hatte. Nur dass hier Luftwellen vertikal aus dem Weltraum herab fluteten. Ich war immer noch damit beschäftigt das Atmen zu erlernen und ließ mich achtlos von der Brandung hin und her drehen, einmal schlug ich auch sanft mit dem Kopf auf den Erdboden auf, aber es tat kaum weh. Julian lachte. Er schwamm wie ein Fisch um mich herum. Die Luft war immer dichter geworden. Die Art, wie sie sich um die Haut zusammenschloss, hatte den Charakter einer angenehmen Berührung.

„Das ist eine atmosphärische Luftsäule. Irgendwo, Lichtjahre entfernt, gibt es einen gewaltigen Stern, der mit seiner Anziehungskraft den Druck erzeugt, der die Luft in flüssigem Zustand erhält. Dieser Stern heißt Schneeflocke, weil die einzelnen Luftsäulen um ihn herum ein Gebilde ergeben, das aus großer Entfernung einer Schneeflocke gleicht. Aufgrund dieser Struktur herrscht in allen Luftsäulen der gleiche verträgliche Druck. Wir können im Gefolge von Schneeflocke hinaus in den Weltraum schwimmen. Viele Tiere, Elefanten, Giraffen, ganze Zebraherden sind schon unterwegs. Wer weiß, wie lange sich die Sphären unserer toten Erde und des fremden Sterns noch berühren. Komm! Schau da vorne sind sogar ganze Wälder, die aufwärts strudeln!“

Ich zögerte. Irgendwie waren die Wörter durcheinander gekommen, ergaben den Klang eines wundersamen Gedichts.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

„Hast du Angst?“, fragte er traurig.
Ich lachte.
„Nein.“
„Also los.“

Peter Oberdorfer

VOODOO CHILD

„Haha“ sagte der König der Schlangen zu mir und grinste mich an. „Haha.“

Ich musterte ihn. 1.50 Meter groß. Grün. Giftzähne. Eine züngelnde Zunge. Und die unergründlichen Augen. „Haha.“ Blickte er auch so, als ihn die Eva anmachte und irgendein Trottel ihn zum Teufel stempelte und dem lieben Gott unterschob, dass deswegen die Menschheit aus dem Paradies vertrieben wurde? War das nicht der gottverdammte Trick der Mächtigen, die dem Teufel die Schuld unterschoben, die dem Kapitalismus - heute verschämt Neoliberalismus genannt - zukommt?

Lassen wir die philosophischen Spekulationen. Diese sind subversiv, d.h. brotlos. Und wenn es sich herumspricht, was ich so vor mich hin denke, habe ich die heilige Inquisition am Hals. Ziehende Wolken, die an hohen Berggraten zerschellen. Heute ist die Inquisition ein Denkverbot, das sich in verschämten, durchaus unerotischen Momenten als aufgeklärt und vernünftig tarnt.

Nein – genug davon. Es schweige die Seele, die ungehemmt schreibt, was der unkultivierte, unzivilisierte, aufmüpfige Geist ihr eingibt.

Zurück zum Tal der Schlangen. Lange Monate weilte ich hier. Im Gewimmel, Gezische, Gekrieche, bei schlingenden Leibern, tanzenden Schuppen und Körpern unter grünen, regennassen Blättern und auf feuchter, warmer, dampfender Erde. Schlangenbrut, Schlangennester, brodelnder Sex, Gezische der Schöpfung, Fruchtbarkeit, Zeit vor der Erinnerung der Menschen, Ekstase der Erde, Stöhnen der glatten Häute, Chaos, das Unkontrollierbare, der Sumpf der Lüste und offenen Fragen, Morgendämmerung des Lebens, nach der irgendwann einmal nach Winnetou und Winnipu, die heilige Inquisition und noch später das Schulsystem kam. In beiden gab es keine Schlangen mehr. Nur das Kreuz, das den Drachen erschlagen hatte, regierte.

Der König der Schlangen sah mir in die Augen und mir zitterten die Knie. „Menschenkind“ zischelte er, mit einem leichten Lallen, nicht weil er besoffen, sondern weil er alt war und alte Menschen und Schlangen eben lallen, zischeln, brubbeln und schmatzeln.

„Menschenkind!“ Er liebte es, sich zu wiederholen, wie dies Alte, Könige, Narren und Politiker eben so gerne tun. „Lange weiltest du unter uns. Du hast die Luft geatmet, die aus den Zimmern der Braven exorziert worden ist, du hast die ringelnden, glatten, langen Leiber

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

gesehen, die die Arme einer Göttin sind und die nun nur noch als Kabeln für euer High-tech Gültigkeit haben. Du hast in den uralten Urgründen des Seins herumgeschnüffelt, hast dabei fast nichts begriffen und dennoch überlebt. Respekt, Respekt, Menschenkind.“

Er schwieg, wie mir schien, leicht erschöpft. Von den Blättern der Büsche, unter denen sich sein Thron befand, lösten sich ein paar Wassertropfen. Der König der Schlangen lächelte: „Schön ist die Welt der Schlangen. Sie hüten ein Mysterium, das in den Betonghettos eurer armen Mitmenschen unbekannt ist.“ Ich nickte, weniger aus Verständnis, als vielmehr aus Höflichkeit. Immerhin stand ich vor dem grünen König der Schlangen.

„Nichts begreift er. Hör zu, Menschenkind“, fing er wieder an und warf seine Zunge blitzschnell nach einem der Wassertropfen; auch Könige haben Durst, müssen essen, scheißen gehen usw.. „Menschenkind, vulgäres du, du warst in unserer Welt. Deinesgleichen hasst uns, fürchtet uns, meidet uns, tötet uns, vergast uns, steckt uns in die Arbeitslager. Weil wir so fremd sind. Ihr hasst alles Fremde, ihr Spießer, ihr Kleinbürger, ihr Egoisten, ihr Nichtschlangen!“

Ich atmete tief durch. Was sollte das? Wollte er mich herausfordern? Ärger, Stunk? Oder gar – lynchen? Verdammt, ich hatte keine Chance, aus dem Tal der Schlangen ohne seine Zustimmung zu entkommen. Sie waren nicht nur zu viele und überall da draußen, einige wohnten auch in mir, waren Teil meiner Seele.

„Machst du jetzt Stunk, König der Schlangen?“ fragte ich mit deutlich vernehmbar gepresster Stimme. Ich war kein Held, weder Hagen der Nibelunge, noch Obelix der Hinkelsteinige, auch wenn ich das als Mann nie öffentlich zugeben würde, ja, gar nicht durfte.

„Nein.“ Seine listigen Augen schienen amüsiert zu sein. „Nein, Menschenkind. Ich will dich etwas lehren, dir etwas zeigen. So ist es doch der Brauch in den alten Märchen und wenn auch die Zeiten des Zaubers der faulen Magie des Internet gewichen sind, bist du dennoch in einer Art Märchen, in einer Art von magischem Universum, selbst wenn es nicht mehr ganz so geil ist wie zu den Zeiten der Gebrüder Grimm.“

„Ja, ja, sehr intellektuell“ warf ich ein, erleichtert, dass es mir hier im Tal der Schlangen nicht an den Kragen ging, zumindest jetzt noch nicht. Verstanden habe ich ihn nicht. Aber so ist es. Auch unsere lieben Mitbürger wählen die Politiker, die sie nicht verstehen und die sie ausziehen. Aber sie tragen tolle Anzüge und fesche Krawatten, sehr ordentlich. Sehr ordentlich sehen die aus. Auch ihr Gebiss ist makellos. Sicher, die haben professionelle Werbeagenturen hinter sich. Ich bin nur ein Zeitgeisttrottel.

Ich kam wieder zu mir, gab mir einen Ruck, konzentrierte mich. Konnte er etwa gar meine Gedanken lesen, dieser grüne König in diesem sexerfüllten Tal der Schlangen? „Hör zu, Menschenkind.“ Trotz all seiner Giftzähne schien er plötzlich eine überirdische Autorität auszustrahlen, die jenseits von Stephen King & Co., lebte. Hinter dem Unheimlichen, dem schleichenden Horror der Situation lag ein ziehender Nebel von Weisheit; eine eingehüllte, verschleierte Weisheit, erahnbar, aber unbegreiflich, spürbar und doch verborgen. Was für Meister Eckhart, nichts für Kurt Krenn.

„Hör zu, Menschenkind!“ Irgendwie brachte er die Sache nicht auf den Punkt, der König der Schlangen. Seine Zunge angelte sich noch einen Wassertropfen, während der Wind durch die Gewächse dieses vergessenen, dumpf atmenden Tales strich. „Du meinst, in einer Welt zu sein, die es nicht gibt, die mehr als abgefahren ist, eine Schöpfung aus dem Herrn der Ringe. Wie ihr alles einkastelt, einsperrt, was nicht in die enge, prude Welt eurer bürgerlich

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

gezähmten, neoliberal verbrämten Vernunft passt. Ich zeige dir den Weg in eine Welt, die noch seltsamer, verrückter, unglaublicher ist. Willst du dich auf ein Abenteuer einlassen?“

Ich lachte. Oh, König der Schlangen! Welche Welt könnte wohl unwirklicher und subversiver sein als das Reich der gärenden, schlängelnden, glatten, erdig-dampfenden Leiber zwischen Morast, Sumpf, Moder, Humus und keimendem Licht, das sich singend an den Ästen verschwiegener Unterholzgestalten bricht? „Ehrensache“ lachte ich. „Zeig mir den Weg, grüner König!“ Immerhin war ich froh, einen guten, ehrenhaften, gutbürgerlichen Grund zu haben, um einen Abschied von diesem unwirklichen und doch hinter Tabus so vertrauten Tal der Schlangen zu nehmen.

„Dionysos sei mit dir!“ sagte der König der Schlangen und fixierte mich, sodass ich dezent wegblickte und mit extremer Aufmerksamkeit eine große rote glitschige Nacktschnecke betrachtete, die in einiger Entfernung auf einem großen dunkelgrünen Blatt saß und „Harry Potter und der Stein der Weisen“ las.

Die Stimme des grünen Königs der Schlangen holte mich in die Realität, zumindest in die des Tals der Schlangen, zurück. „Dort hinten, neben dem Wasserfall, der von der Welt der Menschen in das Tal der Schlangen braust, windet sich ein schmaler, steiniger Steig nach oben. Manchmal ist er verwachsen, aber wenn du nach innen siehst, kannst du den Steig nicht verfehlen. Folge ihm, bis du zu einer Forststrasse kommst, an deren Rand eine kleine Kapelle errichtet ist. Verharre dort, besinne dich, streife die Welt der Schlangen ab und häute dich, bis du das Gewand der Zivilisation über deine Seele gewunden hast. Dann folge der Forststrasse, hinauf und weiter hinauf, stundenlang und achte nicht auf Regen, Hitze oder wenn es Euro schneit, denn die sind ohnedies nicht viel wert. Geh doch nur mal mit 100 Euro in den Supermarkt, wenn du mir nicht glaubst! Nun gut. Schließlich wirst du, erschöpft, zu einem Dorf in den Bergen kommen. Und dort, mein Menschenkind, wirst du ein Wunder, etwas Unglaubliches, ja Unheimliches sehen, gegen das das Tal der Schlangen mit seiner vorweltlichen Erotik und Magie und erdig-dampfenden Lebendigkeit normaler ist als ein Mc Donalds.“

Ich blickte ihn ungläubig an. Na so was. Ich war sprachlos, wie an jenem grünen See in meinen Jugendtagen, an dem ein aufdringlicher Nebel die besten Teile einer Frau verborgen hielt, nur um mich zu ärgern. „O.k.“ sagte ich lässig, „O.k. König, alles klar, das ist cool, ich mach´das. Bin schon neugierig, hey, hey! Klingt echt geil. Ehrlich.“

„Idiot“, sagte er nicht unfreundlich und reichte mir zum Abschied seine nicht vorhandene Hand. „Haha“ sagte der König der Schlangen zu mir und grinste mich an. „Haha.“ Ich bedankte mich bei ihm und bei seinem engsten Hofstaat, der sich nunmehr eingefunden hatte, für die erwiesene, manchmal durchaus unheimliche Gastfreundschaft und versprach, den Weg zu dem Dorf in den Bergen einzuschlagen und einmal im Jahr, vor Weihnachten – denn zu Weihnachten war es zu heilig und zu unschlängig – an ihn und an sein Schlangenvolk zu denken. Ich atmete tief durch, empfahl ihm und seinem Hofstaat noch, sich eine Videokopie von der Rocky Horror Picture Show zwecks Selbsterkenntnis anzuschaffen und zog los. Das Märchen von einem, der auszog, um das Fürchten zu lernen? Nein, nein. Heutzutage, in unserer Welt, sobald wir dem Tal der Schlangen entronnen sind, gibt es selbst bei Vollmond keine Magie, keine Geheimnisse, keinen Zauber mehr.

Oder? Ach, du alter König der Schlangen, du in deiner Welt des Uralten, kannst uns Entzauberte, Weltraumfahrer, Neoliberalisten, Aufgeklärte, Plattgedrückte, Schnaufende,

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Fernsehseктоide, Internetdruiden, Leistungsakrobaten, Mitweltasketen und Schöpfungskrüppel nicht verstehen.

Der Himmel war bewölkt. Schwarze Wolkengeschwader flogen über den zusammengesunkenen Mond, die Erde atmete feucht, fruchtbar, schwer und nass waren Stämme und Holz. Meine Schuhe waren kalt und klamm, aufgewärmter Schweiß klebte meine stinkenden Kleider an meinen ermüdeten, ausgelaugten Körper. Wie ein Zombie oder wie ein Freund eines Zombies oder wie der Hund eines Freundes eines Zombies schlapfte ich den Weg hinauf in die Berge. Bis zu der Kapelle war ich guter Dinge, lustig, pfeifend, so blöd wie immer, wenn ich ich selber bin, froh, dem anziehenden und zugleich so fremden, so erotischen, so uralten Tal der Schlangen entkommen zu sein.

Bei der Kapelle hatte ich Rast gemacht. Mich besonnen. Ausweis! Pass! Name! Daten! Lebenslauf! Karriere! Vorstrafen! Kontonummer! Sozialversicherungsnummer! Politische Gesinnung! Rechtfertigung! Zwang! Big Brother! All die erhabenen und lustvollen Auflagen unseres zivilisierten Lebens drangen wie Dämonen in meine Seele ein, vertrieben die glitschige, ekstatische Welt der Schlangen mit ihrem Ziehen und Gleiten und ihrer unkontrollierbaren Spontaneität aus meinem verführten Geist. „Jesus liebt dich!“ schien das Bild der heiligen Maria mir zuzuflüstern. „Pass dich an!“ Ja, ja. Vor meinen Füßen saß furchtlos ein Feuersalamander. Er blickte nach mir. „Vergiss nicht, Jesus vertrieb die Neoliberalisten aus dem Tempel“ flüsterte er. ‚Auch so ein Agent der Schlangen!‘ dachte ich, ‚so ein Freimaurerlurch, ein subversiver, rebellischer Aufstachler, ein Stachelschwein also‘, selbst wenn es ein Feuersalamander war.

Ich distanzierte mich von diesem Agenten der Finsternis, wahrte zu ihm die nötige Äquidistanz, wie es einem ordentlichen Mitglied der law and order community geziemt. Die Transformation zum homo neoliberalensis lief auf vollen Touren. So durch die Gnadenstrahlung der Kapelle geläutert machte ich mich, obwohl mir die Jungfrau von Medjugorje nicht erschienen war, wieder auf den Weg.

Ermüdet, ermattet, durchnässt, erschöpft, aber keineswegs erleuchtet, gelangte ich schließlich zu dem Bergdorf. Wie ausgestorben lag es vor mir. Finsternis, Sterne flimmerten weit weg, hoch oben, dunkle Häuserschatten, Sträucher raunten, Hollerbüsche starteten mich an, eine streunende Katze, Marke Norweger, ein Marder, der seinen Weg zu einem Autokabel suchte. Die Straße lag schweigend in der Musik der Nacht. Doch ganz so still und lautlos war die Idylle nicht. Laute drangen wie aus weiter Ferne an mein Ohr.

Ich schlüpfte durch das Dorf, den Lauten nach. Die formten sich zu Gestalten, zu Geschichten, zu Legenden, die durch die Schwärze des Dorfes ritten. Mich zog es näher und näher. Magisch. Mit und ohne dem Segen der Jungfrau. Immer näher. Musik. Da war Musik. In der sternenüberzogenen Stille einer grenzenlos kühlen Nacht spielte Musik. Unfassbar. Ein Wunder! Jesus ging über den See. Und hier spielte Musik.

Meine Füße gingen, ich sah ihnen zu. Sie gingen nach dem langen, beschwerlichen Aufstieg wie Marionetten und die Taktketten der Musik zogen sie, klebten an ihnen, ließen sie nicht los. Ich hatte keinen Willen mehr, es ging mich durch die Dorfnacht, wo schlafende Balkonblumen an Holzhäusern dem Sonnenaufgang zufrieden entgegenströmten.

Vorhang auf! Der Hauptplatz. Eine Bühne an einem Ende, vor der Sparkasse und der Raika und der Volksbank. Der einzige Fleischhauer der Gemeinde noch daneben, im Existenzkampf gegen die Supermarktmultis. Fesche Burschen auf der Bühne. Schlagzeug. Gitarren. Sogar

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

eine Sängerin hauchte frohlockend in das Mikrofon. „Alabama“. „A little help for my friends“. „Stairway to heaven“. Die Musiker ließen die Finger tanzen und gleiten, der Schlagzeuger bearbeitete schwitzend seine Trommeln, Becken und Kuhglocken.

Auf dem Hauptplatz standen sie. Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes. Unbeweglich. Bizarr. Eiszapfen. Verschwimmend gegen das Nichts der Nacht, verschluckt von alldurchdringender, allgegenwärtiger Dunkelheit. Seichte Konversation. Ein Lächeln. Müdigkeit. Klamme Finger umklammerten erkaltete Gläser. Gepresste Brustkörbe beengen, bedrohen das Herz. Knirschende Lippen werden zu Eiszapfen. Rote Nacken kämpfen gegen steife Hemdkragen. Kunststoffblusen drücken Busen in die eiserne Jungfrau. Fußschweiß wird zum Warten auf Godot.

Und die Band spielt. Rock. Rhythmus, Schlagzeug. Die Musiker versuchen sich ungezwungen zu bewegen, zu klatschen. Stimmung gegen die Erstarrung verdorrt in der Küche des Todes. Eiskaltes Blut. Maschinengelenke. Knarrende Knochen. Sie bewegen sich nicht. Sie rühren sich nicht. Es ist, als ob sie in den Krieg marschieren würden. Die Nacht der erstarrten Leichen. Als reitende Leichen wären sie zu vital. Gruft des dumpfen Todes, Festival des Todes im Leben. Rock zerbricht an den eisernen Zähnen der Finsternis. Kinder stehen im Blei der Leblosigkeit. Dämmriges Mondlicht taucht am Nachthimmel auf, zieht das Leben aus den Gedärmen, verstreut es über Dächer und Balkone. Hier verblasst Stephen King und Graf Dracula bewirbt sich für die Zauberflöte als Papageno. Der Tod, der den Jedermann holt, fürchtet sich vor der tödlichen Starre der Dorfbewohner und ihrer Frauen.

Dorf in den Alpen. Rockmusik. Das Unfassbare, das Grausen, der Tod, die Entfremdung ist Wirklichkeit geworden. Erstarrtes Blut. Tod der Mythen und Legenden. Wo ist der Himmel? Sodom und Gomorrah ein Paradies dagegen. Einer der Zombies blickt mich an. Ob ich einen Glühwein will? Ich nicke. Eine Leiche reicht mir ein Glas. Ich trinke benommen, benebelt. „Like a Rolling Stone“ spielt die Band. Die Zinnsoldaten stehen steif, drehen sich steif um, geben sich steif die Hand. Allmählich leert sich der Platz. „Super war’s“ sagt eine Mumie und grinst. Die Musiker packen ihre Instrumente ein. Sparkasse, Raika und Volksbank sehen ihnen zu wie eherne Wächter. Der Fleischhauerladen wirkt gespannt, zum Kampf bereit. Zum Kampf gegen die Lebensmittelketten der Multis.

Die Musiker sind gegangen. Die Zombies und Leichen haben sich knarrend und ätzend aus dem Staub gemacht. Ich sitze auf dem Boden, auf einem dreckigen Stück Asphalt, in einer dunklen Ecke des Hauptplatzes, dass mich nur ja niemand sieht! Ich weine wie ein Wasserfall und verfluche den Weg, der mich aus dem Tal der Schlangen heraus und zur Kapelle geführt hat. Kalt ist die Nacht. Fern und unnahbar flimmern die ewigen Sterne. Irgendwo da draußen muss Leben sein, Gesang, Tanz, Bewegung. Schritte und Melodien und Geilheit gegen die Erstarrung. Ich weine. Die unerbittliche Nacht schluckt alle Geräusche. Wer will etwas hören? Sie alle schweigen, haben Ohropax in den Ohren, schlafen den Schlaf der Gerechten auf den Betten gefolterter Seelen.

Mir graut. Und mir graut. Ich zittere. Der Mond verzieht sich hinter diffuses Wolkengebräu. Soll er doch, verdammt noch mal! Irgendwo in der Ferne der Schrei eines läufigen Katers. Durchdringend. Gleich darauf: Unsagbare Stille. Laute verschwinden, noch ehe sie geboren sind. So sitze ich eine Stunde, zwei. Mein Kopf ist auf meine Knie gesunken, die Kälte verbreitet sich durch mein Gewand, meine Poren, mein Fleisch, hämmert auf meine Knochen ein. Scheiße! Ich habe Hunger. Mein Magen ist leer und knurrt; ein Geräusch, das frevelhaft die Todesstille der Guten, Braven und Fleißigen durchbricht; ein subversives Geräusch; ein kriminelles Geräusch. Doch auch es verstummt.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Stille. Die Geige des erkalteten Dorfes und der Empfindungs- und Beziehungslosigkeit spielt unhörbar. Da höre ich plötzlich ein Rascheln, ein Zischeln. Irritiert blicke ich um mich. Zuerst sehe ich nichts. Dann sehe ich sie. Sie schlängelt sich über den Hauptplatz, während das Bergdorf schläft. Locker, lässig und vital schlängelt sie sich dahin. Es ist eine große grüne Schlange und mir ist, als hätte sie eine Krone auf dem Kopf. Sie nähert sich mir, schlängelt sich nahe an meinem Fuß vorbei, blickt mich plötzlich an, ein Blick wie aus fernen urzeitlichen Tiefen und dann lacht sie, lacht lauthals.

Ich nehme sie auf, halte sie in die Höhe, lache ihr zu und mache ihr tausend und ein Kompliment. Sie lacht zurück und zischt wie ein Feuerwerk. Plötzlich belebt sich die Bühne wieder! Der Strom wird eingeschaltet, Schlagzeug und Bass erklingen, Sparkasse, Raika und Volksbank blicken aufgeregt und neugierig zu uns und der Fleischerladen scheint vor Freude zu zittern. Da setzt die Band ein. „I´m a Voodoo Child“. Ein lebendiger Geist tanzt wie aus dem Nichts kommend mit den Wolkenfetzen, die erregt über den Mond ziehen. Und ich tanze mit meiner grünen Schlange, die eine Krone auf dem Kopf trägt, tanze mit ihr wie wild im Kreis, mich drehend, wirbelnd, wie ein ausgeflippter Derwisch, immer schneller, schneller und ich lache, lache, lache ...

Ringsherum tanzen sie. Die Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes sind zurückgekehrt. Sie tanzen, sie drehen sich, sie lachen, rülpsen, furzen, quatschen, sie leben. Sie sind glücklich. Unsichtbares Eis schmilzt von Dächern und Balkonen, Blumen atmen auf und die Mäuse werfen ihren Winterpelz auf den Müll. Die schlafenden Vögel im Geäst der Bäume erwachen, fangen zu singen an, träumen vom Sonnenaufgang und warmen Badetagen.

„I´m a Voodoo Child“. Ich tanze mit meiner Schlange, sie windet sich, wird zu einer wild bewegten hübschen Frau mit grüner Haut, schwarzen Liedschatten, violetten Augen und einer Krone auf dem Kopf, ihr Kleid windet sich, gläsern, durchsichtig, schlangenhaft, glatt, verströmt die Wärme ihres Körpers.

Und während die Band spielt entkleiden sich immer mehr Menschen, tanzen sich in Ekstase, schwitzen und schreien und singen. In der Ferne ein Wetterleuchten. Ein Blitz fährt nieder, schlägt in die Kapelle ein. „I´m a Voodoo Child“ spielt die Band. Die ganz lange Version, die die ganze restliche Nacht dauert.

Michael Benaglio

ich muss lernen

ich muss lernen, nicht mehr die naechte zu meiden
den schnee, der faellt und sich legt,
zu beschreiten
mit der ganzen schwere des koerpers

nicht mehr mich beugen,
um mit scharfer klinge
den abdruck zu loesen vom grund

alle kehren liegen still
in dem milchig-orangen schein,
der echot von jeneits des huegels,
so viele flocken geben sich hin,
die spur zu verwischen

und nur zu gehen heißt schon,
schuld zu tilgen

Phillip Haas

all1sein...mit sich

Der Moment ist da! Sie nimmt sich endlich mal wieder Zeit zum Schreiben. Es macht sie schon ganz wahnsinnig. Wieso muss sich erst immer so viel aufstauen, bevor irgendwas geht? So viel ist passiert und nur so kleine Bruchteile und nix Wirkliches wurde niedergeschrieben von all dem Wahnsinn, der sich so abgespielt hat.

Da will schon seit Monaten ein Text entstehen...Was wird sie also auswählen? Eine Geschichte aus dem Leben gegriffen? Ein Märchen aus dem Leben gegriffen? Oder doch ein Gedicht, das sich zusammengedichtet hat aus all dem Material?

Sie macht sich also auf die Suche. Auf die Suche nach den Anderen. Die Anderen, die sich in ihr und rund um sie bewegen...

FINDEN

Ein Auf und Ab ist das Um und Auf. Es ist nicht immer sanft wie ein Wellenschaukeln, auch nicht wild wie ein aufgewühltes Meer. Vielleicht geht es auch darum, ab und zu ganz ruhig in einen dunklen feuchten Keller hinabzusteigen, um sich mit längst vergessenem und verdrängtem Gerümpel auseinanderzusetzen - um dann natürlich wieder zufrieden mit dem Inhalt des Fundaments des Hauses in den gemütlicheren überirdischen Teil zurückzukehren.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Manchmal passieren merkwürdige fast schon magische Dinge im Keller. Da wäre zum Beispiel die Begegnung und Unterhaltung mit einem wunderschön schwarz-gelb-gefleckten richtig edel aussehenden Salamander. Salamander gibt "Menschen-Fingerkuppe-2" "Reptil-Tatze-4" plus schlaue Ratschläge. Alles ohne Worte natürlich!

VERLIEREN

Es dämmt, als sie mal wieder ihre Höhle verlässt, um im Getümmel irgendwo abzutauchen in eine Welt, wo weder sie selbst noch das Rundherum wirklich existieren. Das klingt gut findet sie und in der Geschichte, die sie gerade verlässt, spielt ein ehrgeiziger junger Mann die Hauptrolle, in den meisten Situationen- überhaupt was Frauen angeht – schüchtern, aber begabt mit einer besonderen, leidenschaftlichen Liebesfähigkeit. Ihm gefallen Frauen mit feuerrotem Haar, mittelweißer Haut und grünen Augen. Sie besitzt selbst für Männer, deren Idealgeliebte völlig anders aussieht, etwas Herz-Eroberndes, ein vollkommenes, absolut unwiderstehliches Etwas.

In dieser Nacht geht sie sehr weit zu Fuß. Jeder Fahrer würde sie mitnehmen selbst in Eile, wenn sie es wollte, doch sie will gehen, weil sie eine Zeit lang alleine sein will, wie immer nach einem Abgang. Inzwischen kehrt der junge Mann wahrscheinlich heim und stellt fest, dass seine Geliebte fort ist – spurlos verschwunden. Er wird überall verzweifelt nach ihr suchen bis er erkennt, dass sie wirklich für immer weg ist, und dann wird der große Schmerz einsetzen.

Sie hat ihn gründlich verführt. Der Schmerz wird so groß sein, dass er zu Beginn glauben wird daran sterben zu müssen. Doch der Tod wird nicht kommen sondern ihn auslachen und fragen ob er den Tatendrang vorbeischieken soll. Der kann ihn dann verwandeln und vielleicht wird er seiner verlorenen Liebe willen eine heldenhafte folgenreiche Tat vollbringen.

Wie genau das vor sich gehen soll und zu welchem Zweck, das weiß sie nicht, sie weiß nur, dass es mit einer Geschichte zu tun hat. Doch der Geschichtenerzähler ist jemand anders; sie selbst ist Teil der Handlung. Sie richtet ihren Blick also nach vorne, auf die nächste Begegnung. Eine interessante Liebe kündigt sich an, sie wird jedoch komplizierter als die letzte....

SCHAFFEN

Und da fällt es ihr wieder ein. Es ist schön anzufangen. Sie will sich daran erinnern. Sie vergisst es immer wieder! Wenn sie sich dann endlich mal mit welchem Material auch immer auseinanderzusetzen beginnt, spürt sie mit all ihren Sinnen, wie sie es mag etwas zu berühren, anzugreifen, zu ertasten und ergreifen, zurecht zu formen, so wie sie es braucht. Wie schön es doch sein kann mit einer gatschigen formbaren Masse zu hantieren. Staub und Wasser zu einem sämigen Brei zu rühren. Danach die Spalten und Ritzen zwischen den zersprungenen Fliesen zu füllen, zu stopfen, glatt zu streichen sodass die bunte Pracht zwischen der grauen Masse so richtig zur Geltung kommt.

Sie ist langsam, aber sie weiß, was sie will und sie will vieles!

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Irgendwie ist es auch wie, die Zeit anhalten wollen wenn sie mal wieder Ganja zum Zug kommen lässt. Ja die Kleine bekommt dabei einfach Zeit geschenkt. Aufmerksamkeit spielt da vor allem eine große Rolle! Der Kreativität lässt sie freien Lauf und alle anderen werden bewusst oder auch halb unbewusst ausgeschaltet, vom Leib gehalten. Alle Vernunftstimmen verstummen oder werden abgewürgt...

Dies alles ist nicht alltäglich und doch so normal banal wie das Leben eben, denkt sich NikiTA und findet, es ist schon ok darüber zu schreiben, denn umgekehrt die kreativ-chaotischen Kinderstimmen werden ohnehin ständig im Alltag abgewürgt und zum Verstummen gebracht in welcher Art auch immer. Da kann ruhig einmal vom Abwürgen der Vernunft die Rede sein, wenn dafür ab und zu auch wieder mal Kind-Sein Platz hat.

Nadine Vetter

Luft und Schatten - das Sein im Nichts

Ich kenne dich nicht.
Ich höre dich nicht.
Ich sehe dich nicht.
Und doch warst du in meiner Nähe.
Ich habe dein Sein gespürt,
Wie einen Schatten, der auf mich fiel.
Eines Tages betrat ich einen Raum
in dem du gestanden bist.
Du warst hier, aber ich erkannte dich nicht.

Mein Blick fiel wieder von dir ab.
Stille.
Nur eine Stimme, die meine Seele berührte,
die mich in mein Sein führte,
mein Herz öffnete
und die Richtung des Denkens änderte.
Wieder Stille.

Wir verließen den Raum
und gingen unserer Wege -
Nichts -
Stille und Schweigen -
Freiheit, Einsamkeit und Geborgenheit
umhüllten mich wie dein Schatten.
Und als wir den gemeinsamen Raum
erneut betraten, hatte ich dich vergessen.
Du warst nichts als Luft,
in der du dich für mich aufzulösen schienst.
Ich fühlte mich frei und geborgen
in diesem Nichts.
Mein Atem brachte mich zu mir selbst,
erst dann erkannte ich dich,

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

die Konturen deines Körpers.
Du warst da, neben mir
im selben Raum.

Dazwischen fließt die Zeit
wie das Wasser an uns vorbei.
Der selbe Raum,
ich war mit dir vereinigt
in dem Schatten und der Luft
die du für mich warst.
Deine Augen trafen auf meinen Schatten
und wir ließen uns Sein.

Ich ertrug den Raum, in dem Nähe spürbar wurde, nicht
bis ich die Mauer durchbrach,
um mich dir anzunähern.
Und da stand ich wieder in dem Schatten,
den du auf mich geworfen hast.
In dem Raum der Stille.
In der Zeit des Seins.
Und in dem Nichts der Luft
die alles wurde.
Der Atem des Lebens.

Ixy Noever

Ein Sonntag im Winter

Dekaden voller Grau in einem Farbstrich vergessen. In der Wiese hole ich mir nasse Socken, die Sonne dampft es fort. Wie Pilzsporen liegt der Morgentau auf dem Kohl.
Meinen Mantel habe ich längst an einen Ast verschenkt. Eine Amsel kommt aus ihrem Gebüsch und lacht mit mir. Die Bäume krümmen der Wärme ihren kahlen Rücken entgegen. Rehe lecken die Tropfen vom Kohl.
Ich habe Lust mit meinen Händen die Luft zu streicheln. Auf dem Waldboden glaubt ein Eichenblatt vom letzten Jahr die Zeit zurückgedreht. Ein paar Schritte weiter freut sich eine Maus über eine Nuss, zu der die Sonne sie geleitet hat.
Halt an, alte Erde mit Deinem Drehen. Schenke mir mehr Zeit für diesen Augenblick. Brenn Dich in meine Erinnerung, für alles was noch kommt. Ich fülle meine Taschen mit dieser Luft.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Dann dreh ich mich um und hole meinen Mantel – es wäre ein guter Tag, wenn die Welt untergeht.

Das Leben verfärbt

Wie ein Regiment Zinnsoldaten reihte sich die Eichenallee bis zum Herrenhaus. Dem Alter nach. Wie unbestechliche Wächter hielten sie die Zeit fern. Ihr Maigrün lag mir noch im Auge, heute murrten sie grau im Herbstwind.

Es war ihr Weg, der mich zum gusseisernen Tor führte. Das Kopfsteinpflaster unter mir beugte sich unter der Last und der Regen hatte tiefe Falten in ihm gegraben. Das Tor blieb blass, doch die beiden Bären trafen sich noch immer in der Mitte. Die Schwärze ihres Fells verlor sich; rotbraun schimmerte sie jetzt, als wollten sie den Blättern Konkurrenz geben.

Obenauf ragten scharf die Spitzen, wie Speere, allzeit bereit zu wehren. Ein Kind konnten sie nicht einschüchtern, mich, heute: ja! An einer dieser Zinnen wählte ich einen Faden meiner Hosennaht; wohl eher das Gewebe einer Spinne.

Das Tor ließ mich knarrend ein, als hätte es etwas dagegen. Vielleicht erkannte es mich nicht oder gerade deshalb? Die weißen Kiesel auf dem Fahrweg knirschten unter den Sohlen meiner Stiefel, als grämten sie sich darüber.

Der erste Sonnenstrahl des Tages fiel auf die Klinke, als ich über das verwitterte Holz strich. Ein Splitter bohrte sich in meinen Finger. Es war nur eine Kleinigkeit, doch ließ sie mich zurücktreten.

Die Fensterläden waren offen, das Glas zerschlagen, wie offene Augen, denen die Pupillen fehlten. Ein paar verknatzte Obstbäume winkten mir vom Garten zu; oder war es der Wind?

Nichts von alledem weckte das Gefühl in mir, auf das ich all die Jahre Erinnerungen errichtet hatte. Jenes Gefühl, von dessen Klang ich geträumt hatte, jenes Gefühl, dessen Widerhall ich gehört hatte.

Als ich die Allee zurückschritt, schnell, wusste ich, dass ich dieses Gefühl nicht verloren hatte. Ich hatte es nie besessen.

Glück

Der Wind verrät sich in den Grashalmen, die sich seinem Druck beugen. Die Sonne glitzert den Tau wie Diamanten. Das Laub an den Bäumen lässt sich treiben und treibt die Zweige. Einige nachttrunkene Grillen fliehen das Helle und ein paar Häuser weiter schreitet eine müde Katze vergeblich um Einlass. Unter dem Kirschbaum ruht ein Kinderwagen. Licht und Schatten spielen ihr Spiel auf ihm. Weil ich all diese Geräusche hören kann, ist es ruhig. Für diesen einen Augenblick setzt sich das Glück zu mir.

Michael Pick

Endlich allein

Ich bin in einem kleinen Haus in den Dünen, unter dessen reetgedecktem Dach mein Arbeitszimmer liegt. Vom Schreibtisch aus höre ich das Meer rauschen, während der Wind erbarmungslos an den Fensterläden rüttelt und im knarrenden Gebälk heult. Obwohl es in dem hellen Zimmerchen mollig warm ist, ziehe ich fröstelnd die Schultern zusammen. Jeder hielt mich für verrückt, als ich im Bekannten- und Verwandtenkreis erklärte, ich wollte in diesem Jahr Weihnachten einmal anders und vor allem alleine feiern. „Dir wird die Decke auf den Kopf fallen.“ - „Winterurlaub an der Nordsee und dazu noch ohne Gesellschaft, ein Albtraum!“ - „Tristesse ohne Ende, alles Grau in Grau.“ – „Beim wichtigsten Fest des Jahres bleibt man zu Hause und feiert mit der Familie.“ All dies musste ich mir anhören. Vor mir liegen unkorrigierte Arbeitshefte, die darauf warten, mit dem Rotstift Bekanntschaft zu machen. Sie haben noch eine Galgenfrist. Jetzt sitze ich hier in dieser gemütlichen, windschiefen gemieteten Kate und frage mich, ob meine Entscheidung richtig war. „Was hoffe ich in diesem winzigen Fischerdorf, wo sich Stör und Kabeljau „Gute Nacht“ sagen, was hoffe ich in meiner selbstgewählten Einsamkeit zu finden, was mir zu Hause fehlt? Ist es Ruhe, Zeit oder etwas anderes?“

Während ich auf das tobende Meer schaue, die tanzenden hohen Wellen, die den Strand überrollen, betrachte, weiß ich plötzlich, wonach ich suche. Irgendwie und irgendwann ist mir das, was ich mein „vertrautes Ich“ nenne, abhanden gekommen. In der Hektik des Alltags, den Anforderungen durch Beruf und Familie, der Selbstverständlichkeit des Wohllebens, handle ich nur noch fremdbestimmt, funktioniere, versuche allen Rollen gerecht zu werden und achte nicht mehr auf meine Wünsche, Gefühle, Ängste, Träume und Hoffnungen. Vielleicht kann ich mich hier wiederfinden. Auf jeden Fall werde ich morgen ein Stück Vergangenheit praktizieren, werde dick eingemummelt, gegen den eisigen Wind gestemmt durch die Dünen zur Christmette stapfen, mich vom Gesang in der uralten Holzkirche tragen lassen, in die wettergegerbten gläubigen Gesichter der Menschen schauen, mein Herz für das fast vergessene Wunder der Weihnacht öffnen und den Tag mit einer Tasse kräftigen, guten Friesentees, umarmt von der bulligen Wärme des blau-weißen Kachelofens ausklingen lassen. Vielleicht finde ich den Weg zurück aus der Fülle zur Schlichtheit. Und vielleicht traue ich mich dann wieder wie früher, ohne schlechtes Gewissen Ruhe und Stille zu genießen, meinen Gedanken nachzuhängen, mir selbst genug zu sein und zu sagen: „Endlich allein!“

Petra Kroner

Die Flügel der Fantasie

Frau warf die Handtasche auf den Tisch. Das Hotelzimmer war einladend und großzügig. Sie nahm es wahr, ohne Freude ins Herz zu lassen. Was auf ihr lastete, war nicht so leicht abzuwerfen wie die Tasche, war unsichtbare Bürde, die sie erschöpfte, ihr kaum Kraft für Lebensfreude ließ. Der Konkurrenzdruck der Arbeit. Die mühlenartigen Pflichten familiärer Selbstverwaltung. Wenn sie nur daran dachte, was alles zu leisten, zu bewältigen war oder wäre, drückte es ihr die Schultern zu Boden. Dazu das angestrengte Bemühen, neben all dem

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Müssen auch noch Zeit für Können, für Eigenes zu finden.

Mann erlebte es nicht anders. Hamster im Tretrad war seine Selbstdefinition. Wann war es gewesen, dass er das letzte Mal aus tiefstem Inneren gelacht hatte? Natürlich war Mann gereizt. Sie rieben sich aneinander wie Knochen in einem schlecht geschmierten Gelenk. Die drei Tage, die sie nun auf Urlaub waren, hatten daran nicht viel geändert. Selbst der Schlaf noch beladen mit Alltag. Wahrscheinlich hätten sie getrennt weg fahren sollen, um sich auch von einander zu erholen. Heute hatten sie sogar gestritten, von Reibung aufgeladen zu Hochspannung. Ein Gefühlsgewitter, das sich entlud im Blitz und Donner der Worte, wengleich geflüstert, denn der Garten der Kurkonditorei war voll mit Besuchern.

Sie waren kurz darauf gegangen. Mann wollte bei der herrschenden Schwüle nochmals zum Pool, um sich abzureagieren oder wenigstens abzukühlen. Frau zog sich ins Zimmer zurück. Allein. Sie hängte ihre Kleidung auf die Bügel, ließ sich im Negligé aufs Sofa fallen. Die Balkontür stand offen und rahmte den Blick auf die nahe stehenden Bäume, zwischen denen das Gold der schräg stehenden Sonne glänzte. Der Himmel hatte sein Mittagsblau verloren, war hoch, weit und durchsichtig geworden, bevor er hinter den zunehmenden Wolken das Rosa von Hortensienblüten annahm. Später würde er wieder in Blau übergehen. Ein anderes Blau, das leise ins Nächtliche verrann.

Frau ließ ihre Gedanken entgleiten. Sie irrlichterten von den Hügeln zu den majestätischen Kronen der Parkbäume, die bis an den Balkon drängten mit gewaltigen Ästen. Man hätte sie hochklettern können. Tauben machten einander in den Blätterwolken den Hof, kamen bis aufs Geländer. Ihr hypnotisch monotones Gurren versetzte Frau in Trance, während sie noch versuchte, die Augen offen zu halten, hinter deren Lidern das Licht des heißen Spätnachmittags die gleichen farbigen Schlieren bildete wie auf dem Himmel. Träume setzten Segel aus Vorhängen, gebläht vom hereinstreichenden Wind. Die Sonne - seit altersher eine glühende Scheibe, nach dem Schließen der Augen ein dunkler Ring, vielleicht aus gebranntem Ton, ein Symbolon, ja, Erkennungszeichen der Antike, wenn die auseinandergebrochenen Teile zusammenpassten. Damals schon das Flattern der Tauben, ewiger Flügelschlag der Fantasie, der dem Intellekt verweigert war, sich ihm entzog. Die Blätterformationen der Bäume im wechselnden Licht zu Gestalten werdend, zu Göttern mit geflügelten Helmen, die zu den Menschen herabstiegen, sich über sie beugten mit den Gesichtern antiker Brunnen, denen Süßes entsprang. Das Negligé der Frau entglitten, hinabgeglitten auf den Boden zu goldgebräunten Männerfüßen, die Flügel an den Knöcheln trugen. Flügel, deren Fächeln sie wahrzunehmen glaubte, während Atem über ihre Haut strich. Die ihn und sie entführten in einem Sturm, der erregt und stoßweise ging. Er jagte den Blättern auf den Bäumen Schauer über den Rücken, trieb die am Boden liegenden zu schwindelerregenden Tänzen. Dunkler war es plötzlich, als beuge sich jemand über sie, deckte das Licht durch seinen Körper ab. Die Tauben weggeduckt, still haltend unter geballten Wolkenknäueln, aus denen lang unterdrückte Urkräfte ausbrachen. Heidnische Kräfte, tollkühn, während das Gewitter in hellen und dunklen Tönen von sich sprach, mit Rufzeichen um sich werfend, in deren blitzendem Licht die Spitzen von Götterschwingen silbern aufglänzten. Frau verschüttet von perlmuttfarbenen Träumen, an die schwere Tropfen klopfen. Im Kopf, in den Baumkronen das Schwindel erregende Brausen des Wassers, das über ihr zusammen schlug, alles einhüllend, verhüllend, dämpfend. In Benommenheit innehaltend unter dem Erguss, die Blätterwelt der Parkbäume erzitternd unter dem Gewicht des Regens, der schwer und zu gleich leicht, eine Göttergabe, auf allem lastete.

Stiller wurde der Regen, gab die Bäume wieder frei, aus deren Kronen Tauben, sich schüttelnd, hervortrippelten. Atmen schien wieder möglich nach der Schwüle, anstrengungslos nun, entspannt. Die Blätter nach dem Furioso des Sturms noch sanft wippend. Einzelne, die sich fallen ließen, schaukelnd wie Federn aus Vogelschwingen, auf der Erde landend oder in tönernen Schalen und Krügen, gefüllt mit Öl, Wein, Wasser. Krüge mit dem kreisrunden Bild eines geflügelten Gottes. Taubenflügel, durch die nun ein Strahl der

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Abendsonne fiel. Die sich über gurrenden Vogelleibern falteten auf dem Geländer des Balkons, gesäumt von den Silhouetten der Bäume und eines Mannes.

Ihres Mannes. Lächelnd, nackt, wie er sich draußen reckte im warmen, jetzt versiegenden Regen, dessen Tropfen noch auf seinen Schultern perlten.

Christl Greller

An solche Freunde, die kritisch gegen das Erbauen räuscheln

Was habt ihr
gegen das ERBAUEN?

Erlaubt ihr
Mörderpoesie und Ironie
in Kübeln siebenmal erbrochen
und ach den Jammer dieser ganzen Welt
erbaut ihr
erbaut euch

ERBAUUNG sei verlogen
Dann war es keine
schaut doch besser hin

Ist Evo- oder Revo-
lution nie
was Erbauliches
oder ein Kind?

Zum sonnigen Urfraß der Mündigkeit
bau ich meinen Weg
und lass es mir nicht Sünde schriften
das ERBAUEN
von euch ihr Stirnenkräusler
ihr heulig Räusperer
und hämisch Hämende
im Anti-Gartenzwerge-Club

In jenen Gefilden

In jenen Gefilden
deren Grün kein irdischer Frühling erreicht
in jenen Gefilden
möchte ich wandeln mit dir

und wir lieben uns dann leichter denn je
wir wissen
ohne worte

es ist vollbracht

ENGEL DER FREUDE

Der große Engel der Freude

du kennst ihn
den großen, den strahlenden
er hat dich berührt

damals
als nach der schweren Nacht
das Morgenlicht kam
und du das Kind
nach der schweren Nacht das Kind
dein Kind in den Armen hieltst
war er mit dir

und damals hast du ihn gesehn
nach dem Gewitter
im sonnenglühenden Rand der Wolke den Engel der Freude

Er nimmt
deine Trauer in den Arm
wiegt sie
streichelt sie
er lässt sie weinen
und ihre Tränen rinnen
er hegt sie solange
solange bis sie die Augen öffnet und ihn sieht

den hellen, lichten, glühenden, großen
Engel der Freude

Du kennst ihn

VERNÜNFTIG

Es ist vernünftig
es ist sehr vernünftig
auch
ein Kind zu sein

Da siehst du das Singen des Grases
in das du dich legst
weil
deine Arme reichen weit herum
um die dicke kugelrunde
ganze Welt

Um die Welt
die gegenüber sitzt
und mit dir lacht
und brummt
und um die Wette läuft

Die Welt die dir
die tausend winzigen Kristalle zeigt
pro Kieselstein
pro Atemzug
das lichte Wunder deines Blutes
und deines Bruders
auch wenn er dich nicht versteht

Es ist vernünftig
es ist sehr vernünftig
der ganzen Welt
Freund, Freundin sein

Auch ein Kind zu sein
und auch weise

Wie wäre das
wie wird das sein
wie wäre es
wenn dann nach abertausend Jahren Zeit
ich schön bin
weise ohne Neid
ganz Güte ganz Gelassenheit
und tu
was sinnvoll nötig gut und liebevoll
den ganzen Tag
am Rand der Zeit

der Schnee schmilzt und ich putze
die Schuhe brenne

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

als Holz bin Leder Gras und Futter
und Stern
als Weisheit abertausend Jahre Zeit Glück Kind Verkehrslärm Krokodil

als Staub wie wäre es
am Weg
weise zu sein
und stets zu wollen

So leih ich heute meine Sprache meinem Kinde
und meine Arme
meiner Weisheit
und hoffe

Elisabeth Schrattenholzer

NACHT aus dem Roman „Die Wiederkehr der Nacht“

Tief eintauchen in die Nacht. In ihr wieder atmen, was man einmal verloren hat: das dunkle Wasser, aus dem man geboren wurde. Seinen Widerschein im eigenen Inneren, in den Eingeweiden fühlen, und aus ihm sich selbst wiedergegeben als ein großes Geheimnis.

Das ist die Nacht: die große Finsternis, die große Schwester der Mutter. Die Nacht: ihr Körper schlägt an dich, ihre Wogen an deinen Körper, die Wellen gehen durch ihn hindurch wie ein nie gesprochenes Gebet, so dass du erzitterst.

Die Nacht, das ist das große Meer, in dem du ertrinkst, die unendliche Weite, die Nacktheit der Welt. In sie hineingeworfen zu sein und dich zu erfahren, das ist dein Anfang und Ende. Dies ist die große Nacht, in die du versinkst, sobald du in ihr dich wiedererkennst, ihr zwei euch ins Angesicht blickend, so wie sie an Stelle des Herzens dich berührt und verschlingt, sie: eine große Kette von Nächten, die an dir vorüberziehen und allein dich verstehen, wenn vor ihnen du kniest.

Das ist die große Nacht: die auffängt das leise Wimmern und Plätschern deiner Seele in ihrem weiten, reflexionslosen Spiegel; jenes Flimmern und Zittern, das allein in dir wach ist, und aus dem dein Leben dir kommt: jenes Flüstern und Winseln und Rauschen der Bäume und Scheinen der Schatten, die niedrigsten Stimmen des Weltalls, auf denen du gehst wie barfuß auf Gras.

Dies ist die Nacht, in ihr allein ruht all deine Freiheit, vor ihr ist nichts geboren, und nach ihr ist nichts gestorben, sie umfasst selbst das Licht.

Tief eintauchen in die Nacht, aus der du ein fernes Rufen hörst, drinnen in dir. Sein Vibrieren bewegt den Atem der Zellen, aus ihm entspringt dir das Leben, entfährt dir manchmal ein Schrei.

II

Zug in die Nacht

Ich fuhr in einem Zug von Wien nach Saloniki. Draußen war es schon dunkel geworden, doch nicht in den Waggons; die Nacht schloss uns ein, aber sie drang nicht zu uns durch, denn sie glitt ab an den Fensterscheiben, welche man, wie dies in den modernen Garnituren üblich ist, nicht öffnen konnte; nur mehr als ein regungsloses Hintergrundschwarz zog sie an uns vorüber, von uns, die wir im Abteil saßen, kaum mehr bemerkt, ausgegrenzt und gebannt vom elektrischen Licht und von einem alles reflektierenden Glas - so fristete sie ausgesperrt ihr Dasein, als wäre sie selbst die vom Menschen und seiner Kultur verdrängte und verleugnete Natur. Als eine solche sah ich sie an. Das, was man von ihr übrig gelassen hat in der heutigen Welt: aus ihrem weiten Himmel hat man einen Fetzen Schwarz gemacht, der an der Wand des Abteils hängt und dessen Vorbild der Bildschirmschoner des PC ist, aus ihrem tiefen Raum hat man eine langweilige Fläche gemacht, aus ihrem ganzen Universum schließlich ein steriles Panorama, das an unseren Fenstern vorüberzieht und uns nicht mehr berührt. Stattdessen starren wir, wenn wir in sie hinausblicken wollen, nur in unser eigenes Spiegelbild.

Um 20 Uhr 01 war der Zug von Wien Westbahnhof abgefahren, und wir waren nun alleine gelassen, wie ein Raumschiff im Universum, das dahinflog, und eigentlich hätten wir uns ihr verschwistern können, mit ihr hinaussegeln können, in die Weite, in die Freiheit, die sie uns bereitwillig bot. Aber nichts von all dem geschah. Stattdessen saßen wir gehorsam in unseren gut beleuchteten Sitzen, warteten darauf, in die nächste Stadt eingefahren zu werden, und beschäftigten uns mit den Dingen, die uns der alte Tag gegeben hatte und die der nächste Tag von uns verlangen würde. Links von mir, direkt am Fenster, saß ein junger Bursche, aber er warf keinen Blick hinaus in die Nacht. Zu seinem Kopf führten Kabel, deren Enden er im Ohr stecken hatte, leise hörte man Musik rausrieseln, und neben sich auf dem Sitz hatte er ein Buch liegen. Ich war neugierig und sah auf den Titel. Er lautete: „Warum es sich lohnt, faul, unpünktlich und unordentlich zu sein“. Eine Zeile darunter stand als Untertitel geschrieben: „Das Buch der Tugendlosigkeit“. Wahrscheinlich dachte der Bursche, weil er so etwas lese, wäre er rebellisch. Und doch war er, ohne dass er es ahnte, ein folgsamer, vollkommen widerstandsloser und wohlgeformter Sklave der Gesellschaft. Er hatte seine Seele bereits verkauft, er wusste nicht, dass sie draußen war und er sie dort hätte suchen müssen: in der Nacktheit und Unbildung der Nacht.

Nichts fürchtet die Zivilisation mehr als die große Nacht. Von jener verschlungen zu werden, das ist ihr größter, verdrängter Schrecken. Ihr täglicher Kampf ist ein Kampf gegen die Nacht. Ihre Definitionen, ihre Signale, ihre Zeichen und Bahnen sind ein Kampf gegen die Nacht und über die Jahrtausende dieser abgerungen, wie den Indianern ihr Land. Dichter wie Novalis und Hoffmann haben gegen die Vernichtung der Nacht protestiert und versucht, vor der Gesellschaft in ihre große Umarmung zu flüchten. Nietzsche hat sich noch von ihr einhüllen lassen. Spätere Philosophen wie Adorno, Foucault und Derrida haben nur mehr mit großer Scheu, aus weiter Entfernung, auf sie gezeigt. Heute wird die Nacht verwaltet von Psychotherapeuten, Psychiatern und den Astronomen. In unserem Alltag aber liegt sie da wie der Igel, der auf der Straße überfahren wurde, plattgewalzt, übersehen und von der Fange-

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

meinde der Modernisierung für hinderlich und unnütz befunden. Man ersetzt sie durch künstliche Lichter.

Alleine indem ich über meine Erlebnisse mit der Nacht schreibe, verrate ich sie. Schreibe ich etwas auf, was sich nicht aufschreiben lässt, spreche ich aus, forme und zivilisiere dasjenige, was dem Sprachlosen, Wilden und Stummen zugehört und sich aller Formung und Zivilisierung, allem Ausgesprochen-Werden widersetzt. Dieses zerstöre ich. Sicherlich, ich bewahre, ich ehre es dadurch auch, ich gebe den Phänomenen meine Stimme, und ich versuche mit allem, was ich sage, so authentisch und so aufrichtig wie möglich zu sein. Doch im Wissen, dass dies letztlich unmöglich ist, dass mein Reden immer dem Lügen verschwistert sein wird, da die totale Aufrichtigkeit meine Sprache zerstören würde.

Mein Text selbst ist ein Zug, der durch die Nacht zu fahren versucht und doch immer nur an jener Grenze zu ihr fahren kann, die er durch seine Fahrt immer ein Stück weiter in sie hinausschiebt.

So schlage ich gerade Linien in die unregelmäßige Wirklichkeit, arbeite einiges heraus, anderes, das Meiste, muss ich beiseite lassen, vergessen. Ich fange einige zitternde Stimmen auf, wie ein Astronom mit seinem Radioteleskop verstreute Signale aus dem Weltall, und versuche, in ihrem Gewirr meine eigene Stimme und die mir zugehörige Ordnung zu finden.

Ein Zug in der Nacht ist eine Gefahr, - er könnte aufgehen in der großen Nacht. Darum hat die Zivilisation ihre Demarkationslinien zwischen uns im Zug und der Nacht draußen gezogen. So hat sie ihre Wächter und Agenten in den Zug beordert, welche darauf achten, dass wir die Verbindung zur zwingenden Ordnung der menschlichen Gesellschaft nicht verlieren: allen voran der Lokführer, der darauf achtet, dass der Zug von einer Stadt abfährt und auch wieder in einer Stadt ankommt und dabei nicht vom vorgezeichneten Weg der Geleise abweicht – vor allem nicht in ein Irgendwo.

Vor dieser möglichen Erfahrung will uns der Lokführer bewahren und beschützen wie vor nichts anderem. Diese mögliche Erfahrung nennt er Entgleisung, und für ihn bedeutet sie soviel wie Unfall und Tod. Der Eisenbahner, wenn er uns durch die Landschaft führt, lässt uns an die Grenze kommen, doch nicht darüber gehen.

In unserer Welt muss ein Zug immer weiterfahren, immer ein Ziel haben. Er kann nicht einfach hier stehen bleiben in der Landschaft, in der Nacht, im Irgendwo. Die Leute würden aus dem Zug aussteigen, zum schwarzen Himmel schauen, sei es in tiefer Verzückung, sei es in großer Angst, und ihre Geschäfte, ihre Arbeit, zu der sie die Zivilisation geleiten will, vergessen, alle Dinge, die sie für so wichtig gehalten haben, vergessen. So hat im Gleichtakt mit der Gesellschaft der Zug weiterzufahren. Züge, die einfach davonfliegen, gibt es nur in Märchen, in Gruselgeschichten und in Träumen. Wo aber ein einsames Auto irgendwo in der Landschaft steht, an einem undefinierten Punkt, wo keine Stadt und kein Parkplatz sich befindet, wo nichts mehr sich kreuzt oder begegnet, da begeht gerade einer Selbstmord.

Der größte Schrecken aber, der uns auf der Reise erwartet, ist der Erkenntnis, dass wir dem Irgendwo gar nicht entkommen können; dass wir uns, egal, wo wir uns befinden, immer schon in einem Irgendwo befinden, und dass jeder Ort, so bestimmt er auch sein mag, immer nur ein Irgendwo ist, und dass der Ort, von dem wir abgefahren sind, auch nur ein Irgendwo ist, und der Ort, an dem wir anzukommen trachten, ebenfalls bloß ein Irgendwo ist, und dass es im Grunde egal ist, wo wir uns befinden. Denn wohin wir auch kommen: die Nacht war immer schon vor uns da.

Darum gibt es kein Zuhause, und daher könnten wir überall, an jedem beliebigen Punkt der Fahrt, anhalten, aussteigen und dort neben den Geleisen bleiben, leben und sterben, als wer auch immer, das wissen wir vorher sowieso nie, egal, ob wir daheim bleiben oder nicht, und

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

am allerwenigsten dann, wenn wir mit vollkommener Sicherheit glauben zu wissen, wer wir sind.

So sind wir alle Nomaden, die zufällig einmal wo angehalten haben und das für Heimat halten.

Oft bin ich nun schon gereist, und immer noch habe ich Angst davor. Angst vor der Fremde, Angst vor dem Unbekannten, und innerlich ist mir wie Weinen zumute, wenn ich aufbreche, verkrampft sich der Magen, wie einem kleinen Kind, das die Mutter allein lässt. Und ich tue es trotzdem. Ich rufe am Bahnhof an, ich sammle Informationen, ich kaufe Proviant ein, ich packe, und schließlich nehme ich den Rucksack auf meine Schultern und gehe zum Bahnhof, in einer Art von finsterner Entschlossenheit kaufe ich eine Fahrkarte und steige in den Zug ein. Und bei jedem dieser einzelnen Schritte vermeide ich mir zu vergegenwärtigen, worauf das Ganze hinausläuft, was ich da Schreckliches tue, innerlich verschließe ich die Augen vor Angst. Und innerlich holt sie mich bei jedem dieser Schritte immer wieder ein und sagt: Was tust du da eigentlich? Du reist ab, bist du dir darüber im klaren, was das heißt? Willst du überhaupt weg?

Wenn ich dann schließlich wirklich im Zug sitze, ist es nicht mehr zu ändern, und ich bemerke, was ich Schreckliches getan habe: der Zug wird in wenigen Minuten abfahren, ich werde wegfahren. Doch auf einmal ist es nicht mehr so schlimm. Ja, es ist erstaunlich, wie zivilisiert und normal alles abläuft: die beruhigenden Durchsagen aus dem Bordlautsprecher, die Schaffner, die die Karten kontrollieren, die mit einem im selben Abteil sitzenden Passagiere. Und niemand tötet einen, niemand frisst einen auf.

Langsam wird man in der Fremde verschwinden, von ihr assimiliert werden, es ist ein Tod, den man nicht deutlich bemerken wird, und von dem man nicht wissen wird, wann genau er eigentlich begonnen hat. Aber wenn man zurückkehrt in die Heimat, wird man ihn daran erkennen, dass hier auf einmal alles ganz fremd für einen geworden ist, und man wird erschrecken und noch einmal sterben müssen.

Die Dame im Reiseinformationsbüro des Bahnhofs, das ich zu Mittag aufgesucht hatte, hatte so getan, als müsste ich auf alle Fälle reservieren, um einen Sitzplatz zu bekommen, sonst könnte es leicht sein, dass ich stehen müsse. Die Züge in den Süden wären jetzt alle voll, meinte sie. Ich reservierte nicht. Und als ich in den Zug einstieg, war es kein Problem, einen freien Sitzplatz zu finden. Der junge Mann, von dem ich vorher gesprochen habe, und ich waren anfangs sogar alleine im Abteil; erst kurz vor Abfahrt des Zuges setzte sich noch ein weiterer Mann zu uns hinein, in die uns gegenüberliegende Sitzreihe, auf den Fensterplatz, ein Ungar. Wir drei redeten nichts miteinander, saßen uns wie Phantome gegenüber, jeder mit sich selbst beschäftigt, und langsam wurde es hinter den Fensterscheiben dunkel.

Ich sorgte mich, ob man für die Durchfahrt durch Jugoslawien vielleicht ein Transitvisum bräuchte, so wie dies vor wenigen Jahren, in der Zeit kurz nach dem Krieg, noch der Fall gewesen war. Am Bahnhof hatte man darüber keine Auskunft geben können. Im Zug fragte ich den österreichischen Schaffner. Der war nicht informiert. Ihn wunderte nur, als er auf meine Fahrkarte sah, dass ich so weit fahre, Saloniki, na servas, meinte er in gutem Wienerisch. Er verwies mich auf die Zollbeamten, die müssten es eigentlich wissen, meinte er, aber Jugoslawien, er verzog das Gesicht, das sei halt freilich immer noch ein ziemliches Ding.

Ein längerer Halt. Die Laute der Schritte der österreichischen Grenzschutzbeamten am Gang. Sie kamen, traten ein in alle Abteile und fragten nach den Pässen. Bei demjenigen, der zu uns kam, es war ein junger, erkundigte ich mich, ob ich ein Transitvisum für Jugoslawien brauche. Er konnte keine genaue Auskunft geben, er kannte nur die Bestimmung, dass die

Serben für Österreich ein Visum zu beantragen haben. Kurze Zeit später die Schritte der ungarischen Grenzschutzbeamten, sie kamen und kontrollierten die Pässe.

Ortwin Rosner

Der Blick des Schwarzmagiers

Der frische, mit betörenden Düften von Hyazinthen und Tulpen durchtränkte Frühlingswind wehte lebhaft durch die aufblühenden Gärten des „Schlößls“

Ich hatte meine morgendliche Arbeit erledigt, die hauptsächlich im Gießen der Blumenbeete und Sträucher und dem Säubern der Gartenanlagen bestand, und trat durch das von saftig wuchernden Glyzinien umsäumte Portal in die Biedermeiervilla. Diese, nach einer Schenkung an den Staat zum Museum umgestaltet, beherbergte vollständig eingerichtete Empire- und Biedermeierräumlichkeiten, um Besuchern einen Eindruck der Lebensverhältnisse betuchter Bürger um 1800 zu vermitteln und ausgesuchte Kunstschatze in lebensnaher Atmosphäre zu präsentieren..

Im Bad wusch ich schnell die Hände - wollte ich ihn nun ansprechen oder nicht? Das Ereignis gestern hatte mich erschüttert, mir eine schlaflose Nacht beschert, in der ich, das Vorgefallene rekapitulierend, zum Schluss gelangt war, ihn unbedingt zur Rede zu stellen.

Ich trocknete die Hände, zögerte aber in die Küche zu gehen, die als Aufenthaltsraum für uns Angestellte diente, die wir nach der Gartenarbeit und der Reinigung des Hauses rasch einen Kaffee oder Tee tranken, bevor wir das schmiedeeiserne Tor zum kleinen Park des „Schlößls“ und die Tür des Hauptportals für die Besucher mit einem alten gusseisernen schweren Schlüssel aufsperrten.

Ich schob die Bedenken zur Seite und schlenderte in die ehemalige Gesindestube. Istwan saß wie stets an die Wand gedrückt statt am gemeinsamen Ess- und Pausentisch und zupfte Fusel von seiner anthrazitgrauen Museumsuniform.

Er wirkte derart harmlos, in die unschuldige Tätigkeit vertieft so unscheinbar, dass ich ihm die Ereignisse vom Vortag nicht zutrauen mochte, aber ich hatte ihn schon erbost und kämpferisch erlebt, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte, wobei er dann so unbeholfen agierte und argumentierte, dass ihm selten geglaubt wurde. Zumal er zu oft, in der Sturheit dessen, der ein Leben lang zu kurz gekommen war, die Kollegen ungeniert übervorteilte und auf die eigene Bequemlichkeit bedacht nahm.

Allerdings hatte ich ihm nichts getan. Warum hätte er mir Schaden zufügen sollen? Ich sah ihn an. „Mach das nie wieder“, stieß ich, für mich selbst unerwartet scharf, zwischen den Zähnen hervor. „Was denn?“ fragte er mit gewohnt traurigem Hundeblick, doch um eine kleine Spur zu beiläufig, als dass ich nicht mich gedrängt fühlte weiterzureden. „Was du gestern getan hast.“ „Ich habe nichts gemacht“, beendete er das kurze Gespräch bereits aufstehend und verließ die Küche. Ich schenkte eine Tasse Kaffee ein und sinnierte, den Blick durch das Fenster zum Himmel gerichtet.

Natürlich, ich hatte ihm Detailliertes meiner mystischen Erfahrungen in und mit der Natur berichtet. Vielleicht zu ausführlich. Vielleicht fühlte er sich herausgefordert. Immerhin hatte

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

er seine magischen Fähigkeiten verraten. Wie er telepathisch den Nachbarn jenseits der Schlafzimmerwand veranlasst hatte, das Radio leiserzudrehen. Oder wie er vermochte mit bloßer Gedankenkonzentration den Kristalluster im Wohnzimmer in Schwingung zu versetzen.

Ich wollte sicherlich nicht mit ihm konkurrieren, ich hatte kaum darüber nachgedacht, ob er tatsächlich in der Lage wäre, das Geschilderte zu vollbringen. Vielleicht interpretierte er mein scheinbares Desinteresse als Überheblichkeit und hatte beschlossen, mir eine Lektion zu erteilen. Das war ihm gelungen: ich hatte das Grauenhafteste durchgemacht, das mein Leben bis in jene Tage heimgesucht hatte. Aber auch er war nicht ohne gehörigen Schrecken davongekommen.

Ich hatte am Küchentisch gesessen, keine japanischen Touristen oder an Biedermeier interessierte Wiener hielten sich oben im ersten Stock in den Schauräumen auf. Istwan saß auf einem kurzen Sofa im Foyer, das mit Möbeln und Pendeluhren gefällig zum Kassenraum umgestaltet war. Ich hatte ihn auf dem Weg zurück von der Toilette in die Küche gesehen, er schien ein wenig zu dösen.

Ein ruhiger Arbeitstag. Unser Vorgesetzter, der Uhrenrestaurator und technisch Verantwortliche für das „Schlößl“ hatte am Wochenende keinen Dienst, außer nachmittags, wenn er Führungen durch die Uhrensammlung Doktor Sobeks veranstaltete, die, geschmackvoll in die Biedermeiersalons integriert, Liebhaber aus aller Welt anlockte..

Istwan und ich befanden uns also an diesem kühlen Vormittag allein im Haus, ich rastete, mit auf einem Hocker hochgelagerten Beinen, gemütlich am Esstisch.

Da spürte ich, wie Istwan durch die Küchentür eintrat. Ich blickte auf, die Tür war geschlossen und hatte sich auch nicht bewegt, doch Istwan, beziehungsweise dessen Bewusstsein, näherte sich schnell, stürzte regelrecht auf mich zu.

Halb dämmernd, halb in Meditation versunken wollte ich mich durch ihn nicht von meiner Vertiefung ablenken lassen. Selbst als ich fühlte, Istwan stand unmittelbar vor mir, und ich mich versichert hatte, dass es sich wohl um sein Bewusstsein handelte, indem ich durch meine Lider blinzelte, aber nur die weiß ausgemalte Wand erblickte, war ich nicht beunruhigt. Ich verstand, was da ablief, fühlte mich gewappnet und eher neugierig als ängstlich, zumal ich mich an die Ahnung der vergangenen Wochen erinnerte, einen Kampf mit einem Schwarzmagier ausfechten werden zu müssen.

Plötzlich bohrte ein Satz in meinem Kopf: „Dein Amulett schützt dich nicht.“ Mein Amulett. Ich hatte aus Teilchen derer, die meine geistige Heimat bildeten, einen Schutzhänger gebastelt. Ein Stück Rinde der griechischen Tanne, an der ich fast jeden Abend meditierend lehnte und mit der ich vertrauensvoll sprach, ihr oftmals mein Leid klagte, doch an ihren starken Stamm gepresst fühlte ich ihre Kraft und ihre tiefe Stille beruhigend in mich fließen. Ein paar Schilfrohrfasern hingen in meinem Amulett, Schilf vom Rand des Teiches, symbolhaft für das Wasser, an dem ich betete, Vertrauen und Ruhe zu stärken. Eine bläulich schimmernde Krähenfeder, Verbindung zu meinen gefiederten Schwestern, die selbst in Phasen beklemmender Einsamkeit stets über mir kreisten, wenn ich sie rief. Ein Stück Ahornblatt, Geschenk des Windes, der, sobald ich an den Ufern des Wassers sitzend sang, fröhlich mich umwirbelte und meinen Trübsinn verblies.

Ein Bisonschneidezahn aus Respekt vor Mutter Erde. Eine Bärenklaue. Die Bärenklaue! Manifestation meines Krafttieres, das mich auf den schamanischen Reisen führte und beschützte. Die Klaue war nicht echt, Nachbildung aus Horn, zwar wie alle Elemente mit geistiger Kraft aufgeladen, aber...

Angst. Abgründe. Verschlingende Finsternis. Depression.

Die Heiterkeit, die mein Grundlebensgefühl bestimmte, seit sich mein Herzchakra geöffnet hatte, verflog wie ein welkes Blatt im Gewittersturm. Furcht, Dunkelheit brachen über mich

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

herein wie die Schatten einer unangekündigten Sonnenfinsternis. Verzweifelt riss ich die Beine vom Hocker, stemmte sie auf den Boden.

Starr saß ich aufrecht, wie vom Schlag gestreift, Angstwogen fluteten durch Bauch und Herz. Lähmung und Dunkelheit verschlangen mich.

Gewissermaßen automatisch aktivierte ich meine Schutzfarben. Das Nachthimmelblau des Spätsommers, tiefstes Königsblau - die Unendlichkeit und ewige Weite des Großen Geheimnisses repräsentierend, außen legte ich um die mich einhüllende Schutzfarbe eine Schicht Gold, negative Energien und Gedanken abprallend zu reflektieren.

Die Visualisierung wirkte nicht! Ich schnappte nach Luft. Riss panisch vor Entsetzen die Augen auf. Bleierne Müdigkeit senkte sich wie eine schwarze, undurchdringliche Wolke auf mich herab, der Leib schmerzte mit einem Male, als hätte ich ihn rücksichtslos überbeansprucht, die Lider fielen zu, mit geschlossenen Augen blickte ich in ein abgrundtiefes, jegliche Hoffnung verschlingendes Schwarz.

Ich hatte in meinem Leben nicht nur einmal mit Depressionen zu kämpfen gehabt. Diese lähmende Ohnmacht, die jedes Leben aus dem Körper sog wie ein überdimensionaler Vampir, nichts schmeckte, der Duft von Rosen, Linden, Frauen verströmte unerhört, ungefühl; keinen Windhauch, keinen Sonnenstrahl, keine tröstende Berührung vermochte die erschlaffte Haut zu empfinden. Das Leben sinnlos geworden, alle Energie aufgezehrt, zugefügte Schmerzen zu neutralisieren oder mörderische Wut und Selbsthass zu blockieren.

Nachdem mein Herzchakra sich geöffnet hatte, war ich in der Lage, jeden Anflug einer Depression spielend leicht abzufangen.

Ich war in ein Theater gehetzt, weil ich einem bei der Aufführung mitwirkenden Freund applaudieren wollte. Saß, an diesem Tag psychisch angeschlagen und erschöpft, im abgedunkelten Zuschauerraum, die Verzögerung bis zum Beginn der Vorstellung nutzend, indem ich Energie aus der Erde in meinen Körper zog.

Über ein halbes Jahr hatte ich täglich geübt, bevor ich ein zartes Kribbeln an den Fußsohlen wahrnahm. Ich war unsicher, ob dieses nicht von der besseren Durchblutung aufgrund der konzentrierten Atmung während der Energiemeditation herrührte, oder ob erste Auswirkungen disziplinierter Energiearbeit mich anspornten.

Bald gelang mir, Lebensenergie aus der Erde bis zu den Knien hochzuführen; schließlich sie bis in den Unterleib und den Bauch zu leiten. Nach jeder Energiemeditation fühlte ich mich erfrischt und gestärkt und glücklich, über die Wirksamkeit derartiger Übungen.

Im Theater lenkte ich Energie in meine Beine, sie stieg rasch höher, als würde meine Erschöpfung unterbewusste Zweifel am Vorgang verhindern. Die Energie verschwisterte sich im Becken mit der heiligen Schlange, strömte über den Bauchraum hinaus, die Kundalini hob ihr Haupt bis in mein Herz: Freude! Glück! Ekstase!

Wohlige Glücksschauer rieselten die Wirbelsäule entlang, vom Herzen aus strahlte Energie kraftvoll in die Extremitäten. Bis in die Fingerspitzen und in die Kopfhaut strömte vibrierende Energie. Glück! Glückseligkeit!

Mein Herzchakra hatte sich geöffnet, wie mir später bekannt wurde: die Kundalini, die mythische Schlangenenergie der Veden, die aufsteigend beim Scheitel angelangt Erleuchtung verwirklicht, hatte auf ihrem geheiligten Weg mein Herz befreit - zur geschilderten Zeit interessierte mich die Chakrenlehre allerdings nicht, dennoch erschauerte ich unter der Macht der Kundalini.

Nach jenem wundervollen Moment bedrückten mich weder schlechte Laune noch düstere Stimmungen. Trübte sich mein Blick oder begann er sich - was ich physisch wahrnehmen konnte - depressiv einzuengen, lud ich meinen Körper und die Seele eine halbe Stunde mit Lebensenergie auf und das Gefühl von Heiterkeit und meine Lebensfreude kehrten unmittelbar wieder.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Die Energie schoss durch meine Fußsohlen empor, stieg die Wirbelsäule hoch, Licht schimmerte durch das erdrückende Grau, tief atmete ich durch, alles Schwarze und Schwere fiel in einem Augenblick von mir ab, wie die Puppe eines Zitronenfalters bei dessen zweiter Geburt. Herrlich strahlendes Blau, blendend schimmerndes Gold, eine orangegelbe Sonne ließ das gefrorene Blut in meinen Adern pochen, ich blickte aus der Vogelperspektive auf eine geschlossene blauschwarze Gewitterwolkenfront hinab, Schönheit und Freude wärmten meine Augen, Heiterkeit prickelte auf meiner Haut. Da erblickte ich sie. Die Augen des Schwarzmagiers.

Seine Pupillen starteten als dunkle Schlünde, doch kein Hass, keine mörderische Absicht blitzte in ihnen auf. Nur aktiv gepolte Verzweiflung und Schmerz flankierten die Pforte des Abgrundes, der einen in den Bann zu ziehen vermochte, wie Menschen, die mit süßen Versprechungen und feil gebotener Liebe locken, gemeinsam im Sumpf der Grenzenlosigkeit und haltloser Destruktion unterzugehen. Ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit nagte an meinem wiedergewonnenen Frohsinn. Ich lenkte dicke Stränge weißen Lichts in die allesverschlingenden Augen, sammelte die kosmische Energie und strahlte sie ruckartig Istwan vor die Stirn.

Sein fixierender, glühender Blick flackerte, schnell blinzelte er einige Male, dann sah ich ihn klein wie einen Wurm auf der Erde liegen, eine Bärenpatze über ihn erhoben, bereit ihn zu zertrampeln.

Ich kehrte Staub und Mist mit einem Besen auf ein Schauerl und entsorgte den Dreck im Abfallbehälter unter der Abwasch neben dem eisernen Biedermeierherd unserer Küche.

Istwan kehrte vom Aufschließen des Gartentors zurück in den Aufenthaltsraum. „Was hast du mir gestern geschickt?“ fragte ich ihn bestimmt, aber ohne jeden Zorn. „Eine Wolke“, antwortete er ohne zu zögern. „Wie sah die aus?“ „Schwarz natürlich“, schloss er mit einer Spur von Staunen in der Stimme, dass ich es notwendig hatte, dieses Detail zu erfragen.

Ein gutes Jahr später hörte ich vom Gehirnschlag unseres Vorgesetzten im „Schlößl“. Mitten in der Küche war Ewald plötzlich zusammengebrochen. Stundenlang kämpften die Ärzte um sein Leben.

Ich arbeitete im Stammhaus, hatte das Angebot abgelehnt, endgültig in die Expositur zu wechseln, weil ich so viel Zeit wie möglich alleine sein wollte, nach Innen zu horchen, das Universum zu ergründen und die Wahrheit zu finden. Und Zeit zu haben war im Haupthaus, in dem wir Aufseher stundenlang schweigsam auf- und abgingen, oder in unseren Stühlen dösten, wenn kein Besucher störte, ein ungeahnter, den meisten Menschen in unserer schnelllebigen Zeit unbekannter Luxus.

Istwan hatte auch nach unserem geistigen Abenteuer mit Ewald heftige Auseinandersetzungen angezettelt, wie immer jedoch meist den Kürzeren gezogen.

Ich hatte Ewald unter vier Augen gewarnt. Wir hatten einige Male über die Schönheit der Natur, über Schamanismus und schwarze Magie gesprochen. „Du weißt, dass es schwarze Magie gibt“, machte ich ihn aufmerksam, „und Istwan besitzt solche schwarzmagischen Fähigkeiten.“ Natürlich wusste ich von Istwans Groll gegen Ewald, und auch wenn das zu Sagende reichlich verrückt klang, sah ich meine Pflicht darin, Ewald zu informieren. Dieser lachte mich zwar nicht aus, ignorierte aber meine Besorgtheit mit der Selbstsicherheit des Chefs. „Kein Problem“, entgegnete er, „wenn mir Negatives zu nahe kommt stelle ich mir ein wunderschönes Schloss vor, dorthin ziehe ich mich zurück, bis ich mich wieder erfangen habe.“

Er schien nicht am Erlernen von Techniken um schwarzmagische Attacken abzufangen interessiert. Ich hatte aber ebenso Istwan, obwohl wir etliche Male nach unserem magischen Gefecht über unterschiedlichste geistige Methoden gesprochen hatten, vorsichtshalber nie

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

erklärt, welche Meditationen die Potenzierung der Lebensenergie ermöglichen, oder wie man diese gezielt zur Verstärkung magischer Praktiken einsetzt.

Und in den okkulten Zirkeln, in die der Hang zum Übersinnlichen ihn getrieben hatte, der ihm als Sternzeichen Skorpion in die Wiege gelegt wurde, und dem er wie selbstverständlich nachging, da er aus einer Gegend in Osteuropa stammte, in der Magie selbstverständlich zum Alltag gehörte, hatte er solche verstärkenden Verfahren glücklicherweise ebenfalls nicht einstudiert.

Als Ewald die Ader im Hirn platzte, hatte ich allen magischen Praktiken bereits den Rücken gekehrt. Still saß ich auf meinem Meditationsplatz an einem Teich im Blau des Himmels und wartete am Strand der Jahre, gehüllt in die Geheimnisse der Jahreszeiten, gehütet durch die Macht und die Schönheit der Kundalini auf die Ewigkeit. Ein Satz war aus den Tiefen einer Erinnerung emporgedämmert, die nicht aus diesem Leben stammte, und ich hielt mich ausnahmslos an dessen Inhalt: „Sei Mystiker, kein Magier“.

Manfred Stangl

Der erste Tag deines neuen Lebens

Es war ein langer, staubiger Weg, den Andrea an diesem Nachmittag ging. Links und rechts ragten steil die Felswände auf. Für einen Moment hielt sie inne, legte den Kopf in den Nacken und schaute auf das Stückchen freien Himmel, der nicht durch die steinernen Wände verdeckt war.

„Ich komme... ich komme...“, stöhnte sie und wischte sich mit dem Handrücken die feinen Schweißperlen von der Stirn. Das Atmen fiel ihr schwer, denn stechende Schmerzen machten sich zwischen ihren Rippen breit. Dennoch holte sie tief Luft. Stickig und abgestanden roch diese. Andrea ignorierte dies und setzte ihren Weg fort. Schritt für Schritt.

Sie spürte, wie ihre Beine schwer und müde wurden, doch so kurz vor dem Ziel wollte Andrea nicht aufgeben – nicht dieses Mal!

Eine verirrte Windböe wirbelte feinen Staub auf und der jungen Frau ins Gesicht. Sie hielt inne. Hustend, weil die eingeatmeten Körnchen im Hals kratzten, hielt sie sich beide Hände vor Mund und Augen.

„Oh nein, du wirst mich nicht aufhalten!“ Ihre Worte hallten dumpf von den Felswänden wider. Niemand antwortete ihr.

Obwohl der Wind längst nachgelassen hatte, lief Andrea mit vor dem Gesicht schützend erhobenen Armen weiter. Es konnte nicht mehr weit sein – es durfte nicht mehr weit sein. Plötzlich lichteten sich die Felswände vor ihr. Sie nahm die Arme herunter, sah auf und beschleunigte ihren Schritt. Das zunehmend wilde Klopfen in ihrer Brust ignorierte Andrea. Mit dem Ziel vor Augen stolperte die junge Frau mehr, als sie ging. Ihr Fuß blieb an einem Stein hängen. Schwer stürzte sie auf den staubigen Boden, betrachtete einen Moment lang ihre blutenden Handinnenflächen, bevor sie kopfschüttelnd aufstand.

„Du versuchst es wohl mit allen Mitteln?“ Sie sah sich einmal um, konnte ihren Gesprächspartner aber nicht entdecken. „Du bist zu spät“, flüsterte sie. „Zu viel ist passiert.“ Nicht langsamer, aber dafür mit auf den Boden gerichtetem Blick ging sie weiter. Schon nach wenigen Schritten trat sie auf die Plattform hinaus. Geblendet beschattete sie ihre Augen mit beiden Händen. Das helle Sonnenlicht schmerzte und hinterließ hunderte kleiner Explosionen hinter Andreas Schläfen.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Seltsam, früher hatte sie die Sonne so geliebt. *Früher*, dachte Andrea bitter und nahm die Hände wieder herunter. *Früher war die Welt auch noch in Ordnung gewesen.*

Sie blinzelte, wischte sich ein hängen gebliebenes Staubkorn aus den Wimpern und sah dann in den Abgrund hinunter. Nur eine halbe Fußlänge trennte sie noch von ihrem Ziel. *Eine Fußlänge und ein sehr tiefer Fall*, korrigierte sie sich.

Doch Andrea hatte keine Angst davor – jetzt nicht mehr. Zu oft hatte sie sich vorgestellt wie es wäre, hier oben zu stehen, auf die roten Felszacken hinabzusehen und dann den letzten Schritt zu tun. Ein letzter und einziger Schritt, der sie befreien sollte.

Eine einsame, graue Wolke schob sich in diesem Moment vor die Sonne. Die junge Frau sah auf. Verärgert zog sie die Augenbrauen zusammen.

„Ich kenne deine Tricks“, rief sie in den Himmel hinauf. „Ich kenne sie alle!“

Oh nein, er wird mich nicht aufhalten. Jetzt nicht mehr.

Hastig breitete Andrea die Arme aus und tat den letzten Schritt ...

„Jetzt ist es zu spät! Hörst du? Du bist zu spät!“, schrie es hinter ihrer Stirn.

Der Gedanke verstummte genau so schnell, wie er aufgetaucht war. Stattdessen empfand sie nun mit jeder Faser ihres Nervensystems.

Und es fühlte sich gut an. Wie der Wind unter das T-Shirt fuhr und es aufblähte, wie er mit ihren Haaren spielte.

Andrea hatte die Augen geschlossen und genoss diese winzigen Augenblicke der Freiheit. Freiheit, das war es, was sie in den letzten Monaten so vermisst hatte. Doch diese wenigen Sekunden waren zu kostbar, um einen weiteren Gedanken an Vergangenes zu verschwenden. In wenigen Momenten würden sie enden – und damit ihr Leben.

Hatte sie Angst? Andrea horchte in sich hinein – keine Angst, nur Zufriedenheit und Stolz. Stolz, dass sie es geschafft hatte, diesen Weg zu gehen.

Ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht. Dann ein Ruck - der Aufschlag.

Andrea erschrak. Hatte sie doch geglaubt, den Aufprall würde sie nicht mehr spüren! Doch jetzt schoss eine Welle des Schmerzes durch ihren Körper.

Sie versuchte zu schreien, als die Fußknochen brachen und sich nach oben verschoben, doch die Stimme versagte. Der Oberschenkel bohrte sich brennend seinen Weg durch das Fleisch, als auch im nächsten Augenblick ein ohrenbetäubendes Krachen ertönte. Andrea rang um einen erneuten Atemzug, als die Luft aus der Lunge gepresst wurde. Es war, als würde sie flüssiges Feuer einsaugen.

Tränen schossen ihr in die Augen, als auch die Arme auf dem harten Fels aufkamen. Dann lag sie still.

Zu keinem Gedanken, zu keiner Bewegung fähig.

Sekunden- oder minutenlang?

Wie von weit her drang eine Stimme an ihr Ohr. „Andrea, was hast du getan?“

War sie tot? Oder war das alles ein Traum? Andrea lauschte und versuchte zu erkennen, aus welcher Richtung sie kam. Es gelang ihr nicht.

Ich muss tot sein. Diesen Sturz kann kein Mensch überleben.

Aber warum habe ich dann Schmerzen? Heißt es nicht, dass man im Jenseits von allem Leid erlöst sei?

Andrea stöhnte auf. Seltsam verzerrt klang es und doch spürte sie, wie ihre Kehle vibrierte.

Nein, nein! Selbst hierzu bin ich zu ungeschickt!

Sie versuchte die Augen zu öffnen, doch erkannte sie durch den schmalen Spalt nur verschwommenes Rot.

Nein, ich lebe noch! Warum? Warum nur?

Langsam breitete sich in ihrem Mund eine süße Flüssigkeit aus. Gegen ihren Willen lief sie die Kehle herunter. Andrea wollte sie ausspucken oder erbrechen, aber ihr Körper gehorchte ihr nicht.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

„Was hast du getan?“, ertönte wieder diese Stimme, die ihr so seltsam vertraut war. Andrea wollte antworten; fragen, wem dies etwas angehe, doch versagten ihr die Stimmbänder den Dienst. Nur ein tonloses Flüstern drang über die aufgeplatzten Lippen.

„Es ist alles gut. Streng dich nicht an.“ Plötzlich spürte sie eine wärmende Hand auf ihrer Schulter. Der Versuch, den Kopf zu drehen blieb erfolglos. Dafür öffnete sie erneut die Augen und blinzelte mehrmals, bis der rote Schleier zu schwinden begann.

In den ersten Sekunden sah sie nur ein helles Licht. Schmerzhaft brannte es auf ihren Netzhäuten. Aber sie zwang sich, die Lider offen zu halten. Nach und nach formte sich aus dem Schein eine Gestalt. Und obwohl Andrea weder Gesicht, Haare, noch Kleidung erkennen konnte, wusste sie, wer da vor ihr stand.

Du schon wieder, dachte sie müde.

Die Gestalt vor ihr musste ihre Gedanken lesen können, denn sie war sich sicher, diese Worte nicht ausgesprochen zu haben, als ihr Gegenüber antwortete. „Ja, ich schon wieder. Andrea, was hast du getan?“

Hätte sie gekonnt, sie hätte laut aufgelacht. *Was soll diese Frage? Das weißt du ganz genau.*

„Ich möchte es aber aus deinem Mund hören.“ Die Stimme war frei von jedem Vorwurf.

Ich habe versucht, mir mein verdammtes Leben zu nehmen. Ist das so schwer zu verstehen?

„Sehr schwer sogar. Dein Leben ist ein Geschenk. Warum bist du vom rechten Weg abgekommen? So oft habe ich versucht dich zu warnen. Hast du die Zeichen nicht erkannt?“

Du und mich warnen?

Sie dachte zurück an die Windböe, die ihr den Staub ins Gesicht gewirbelt hatte. Den Sturz und auch an die einzelne graue Wolke. Ja, sie hatte die Zeichen erkannt! Aber sie waren zu spät gekommen. Viel zu spät.

Sie riss die Augen weiter auf, um den Engel besser erkennen zu können. Doch noch immer waren nur seine Konturen zu sehen.

So oft habe ich deine Hilfe gebraucht. So oft hast du mich im Stich gelassen. Welches Recht hast du, mich jetzt danach zu fragen?

Bewegungslos stand der Engel, doch Andrea spürte, dass er lächelte.

„Du glaubst, ich habe dich im Stich gelassen.“

Du glaubst? Hätte ihre Lunge nicht so geschmerzt, spätestens jetzt hätte sie hysterisch aufgelacht. Du glaubst? Ich kann dir sagen: du hast mich im Stich gelassen!

„Ich war immer bei dir“, antwortete er mit seiner sanften Stimme. Noch immer konnte Andrea darin weder einen Vorwurf, noch eine Anklage hören.

Wo warst du? Als mich meine Mutter verlassen hat? Wo warst du, als ich das erste Mal Drogen nahm? Ich war noch ein Kind!

Wo warst du, als mich der alte Sack vergewaltigt hat? Wieder und wieder!

Als ich mich prostituieren musste, um zu überleben?

Als man mich zusammenschlug? Wo warst du in den langen, einsamen Nächten, die ich durchgeweint habe? Wo warst du?

Eine Träne rollte die Wange hinab und hinterließ dort eine salzige Spur. Mehr weinen konnte Andrea nicht. Sie hatte oft geweint, in den letzten Monaten und Jahren – jetzt waren ihre Tränen versiegt.

(Fortsetzung in „Wälder, Wasser...“ Seite 111)

Sandra Rehschuh

Stolz

Wenn der Wind
dein Haar zerrauft
die Sonne
dein Gesicht streichelt
die Wolken
ihren Schatten
über dich breiten
dann bin ich stolz
deine Frau
zu sein

Vertraut

Du hast mich
zu einer Fahrt
mit dem Großen
Wagen geladen
um auf dem Mond
einen Blick in
die Zukunft zu tun
da hab ich
das Lächeln in
deinen Augen gesehen
und plötzlich
gewusst dass ich
mitkommen will

Befreit

Ist Liebe vergänglich
und Wahrheit erlaubt
wann hat es begonnen
mein inneres Leuchten
und dein stolzer Blick
ist dies der Anfang
das Ende
es hat sich ein Netz
aus meinem Denken
gewoben und mir
das Atmen
schwer gemacht
du hast es verstanden
und mich liebevoll
daraus befreit

Für dich

Wolken vertrieben
Tautropfen beglitzert
Nebel gebreitet
Regen gesilbert
Donner verteilt
und eine Luft
erfunden die du
atmen kannst

Liebeswort

Dein Lachen hat
die Steine geborsten
mein Weinen die
Erde getränkt
deine Hände haben
den Schnee gewärmt
mein Singen die Luft
zum Schwingen gebracht
dein Liebeswort hat sich
über die Berge gebreitet
den Vögeln des Himmels
zur Wohnung

Barbara Zieger

(Auswahl aus dem Gedichtzyklus „Im Goldregen“)

Das Zarte

Das Glimmen der Magie
in einem Punkt, der *alles* ist:
Eines Fleckchens Parodist,
eines Pixels Poesie.

Leise blitzt da etwas auf
im Medaillon an einer Brust,
und ein Auge, unbewusst,
saugt es liebend in sich auf.

Das Zarte ist geboren
zum Zerbrochenwerden,
deshalb findest du es kaum.

Zerdrückt von Zeit und Raum,
bleibt es nur gesund
im Falle des Verfalles.
Es ist Zwischenraum
und,
wie die Leere zwischen Sternen,
alles.

Das All, unendlich zart und kalt.

(Aus den ungeschlachten Sonnen
ist das Zarteste gesponnen.)

Christian Schreibmüller

AM FLUSS

dort
wo die blaue blume wuchs,
dort wuchs auch
die gelbe blume
dort
am fluss

AM TISCH

auf dem tisch
nebeneinander

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

liegen
käse, butter und rot
neben dem brot
liegt
ein messer

KLOPFEN

jemand
klopfte an meine tür
leise klopfte an meine tür
es
um die mitternacht
um 12 Uhr

LESUNG

bei dieser lesung
haben nur blumen gelebt
die in der vase

AM ABEND

ein fischkopf
lag auf dem weg
ein junge mit seltsamem hut
fuhr rad

ein fischkopf
lag auf dem weg
der junge mit seltsamem hut
fuhr weg

am abend war es

GERICHT

der regen ist vorbei
die luft nach blumen riecht

vor dem gericht
am boden
eine schnecke kriecht

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

DELTA LENA

dein look
in deinem kleid
tut mir leid
dein look
auch ohne kleid
ist von jeder freude weit

und die mündung des lena-flusses
endet im delta deines fußes
tödlich

Wladimir Jaremenko-Tolstoj

Unterm Götterbaum

der verfrühte frühling
frohlockt mit sonne
protuberanzenwonne

ich sehe kommen ein jahr
wie noch niemals eines war

mein geliebter götterbaum
harzt mir kraft & freude ins fleisch
& gibt neuen takt
meinem knochengerüst

warum können über 6 milliarden menschen
nicht geschwister sein
wo das licht so schön sie bescheint

inka die hübsche kellnerin
setzt sich nicht zu mir her

aber veronika die traumfrau küsst
meine wangenglut
ich schlage verzückt ein pfauenrad
ihre iris weitet sich
wie zoom
wir werden viel liebe tun

ein fiaker klap-p-pert am asphalt vorbei
stöpsel stolzieren im gänsemarsch

tief aus der erde
saugt der baum die kraft
für seine neue kronenpracht
x-te schwangerschaft

Thomas Frechberger

Die Bienenkönigin

Statt in der Mittagspause einen Happen essen zu gehen, saß ich mit geschlossenen Augen auf einer Parkbank und hoffte auf ein Wiedersehen mit meiner Schwester. Eine halbe Stunde lang bewegte ich langsam, suchend die Pupillen von links nach rechts, scannte sorgfältig das rote Muster hinter meinen geschlossenen Lidern und wartete. Gelbe und weiße Blitze und Striche sah ich, obwohl sehen es nicht traf, es war eher ein Empfinden, die Farben fühlten sich intensiver an, wenn ich das Gesicht Richtung Sonne streckte. Beharrlich suchte ich. Aber nichts. Kein Bild zwischen den Punkten und Schemen. Kühl wurde mir, obwohl es erst Anfang September war und ich noch den Pommestesduft der nahen Imbissbude bis mein Magen knurrte. Jedoch leider kein noch so kurzes Auftauchen ihres schmalen Gesichts mit den grünen Augen und kleinen, weißen Zähnen. Abwesend kauerte ich später vor dem Computer und lauerte auf den Feierabend und darauf, endlich schlafen gehen zu können, damit sie mich vielleicht im Schlaf aufsuchte. Und wenn wieder nicht?

Die Angst kroch mit jedem neuen Tag höher, dass sie diesmal endgültig fort sei – die Einsamkeit einmal kein Happy End mehr haben würde. Meine verzweifelte Hoffnung saß abends trotzdem mit am Bettrand, sobald ich erwartungsvoll das Licht löschte. Dennoch glitt ich jede Nacht ungestört durch das Halbwachen, in dem man sich vor dem eigenen Zusammensucken erschreckt und erwachte morgens mit dem metallenen Geschmack des Versagens auf der Zunge. Der erste klare Gedanke: wieder nichts! Was, wenn ich mir erneut einreden würde, sie sei nur eine Einbildung gewesen, die ausschließlich in meinem Kopf existiert hatte. Das war schon einmal passiert. Aber noch wusste ich, ich war nicht verrückt. Es gab lediglich viel mehr zwischen den viel zitierten Himmel und Erde als viele ahnten. Zum Beispiel eine große Schwester, die, als ich sechs Jahre alt war, beschloss wegzugehen, in die Zwischenwelt. Sie hatte den Plan gefasst und unbeirrt umgesetzt. Mich hatte sie vorher eingeweiht, als einzige. Niemand sonst wusste davon, schlimmer, niemand wusste danach überhaupt noch von Sabine. Meine Schwester hatte keinerlei Spuren hinterlassen, genau wie sie es mir angekündigt hatte. Das mache es leichter für Mama und Papa, hatte sie erklärt, sie verstünden niemals ihren Wunsch in die Zwischenwelt zu reisen. Nur ich könne das, erklärte sie liebevoll, während wir mit Kreide Planeten auf den Bürgersteig malten und darum würde ich allein mich an sie erinnern, das sei Teil des Pakts. Ich nickte. Das ergab durchaus Sinn als Kind.

Wir spielten oft am Rand der Zwischenwelt. Die Legenden über Feen, Avalon, Brücken, die ins Elfenreich führen und der Aberglaube bloß nicht auf der Meeresspiegelung des Mondes in Richtung Horizont zu schwimmen, das alles sind Hinweise auf die Zwischenwelt. Manche Menschen spüren die geheimen Fenster und Zugänge, jedoch wenige nutzen sie je. Sabine war da anders gewesen, sie hatte die Wege instinktiv überall gefunden, sie unglaublich leicht betreten. Ein Naturtalent. Und dann ging sie hinüber und kam nicht zurück. Manchmal wenn ich danach in den klaren Himmel schaute, fing mein Atem an zu rasen und ich fragte mich

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

panisch, vielleicht bin ich doch krank? Aber der Schmerz, mit dem ich sie vermisste, war wirklich. Das war keine Einbildung. Deswegen durfte ich nicht zulassen aufs Neue an ihr zu zweifeln.

Ich erinnerte mich an so viel. Sabine war erst 12 als sie verschwand, jedoch durch den Altersunterschied erschien sie mir damals erwachsen. Als Parfüm hatte sie für sich Patchouli entdeckt, es roch seltsam wie modriges Herbstlaub - sie fand es toll. Ihre grünen Augen waren morgens immer ganz klein und verschlafen, auch das wusste ich noch genau. Jeden Morgen aß sie Cornflakes mit warmen, zu süßen Kakao. Sie zog mit wilder Begeisterung an ihren Fingern, bis die Gelenke knackten, um mich so zu ärgern, trug am liebsten einen grünen Kapuzenpulli und legte die Füße auf den Fernsehtisch, wenn Mama nicht guckte. Aber am besten erinnerte ich mich wie wir zusammen spielten. Ich betete Sabine an und dachte sie wisse alles. Großzügig nahm sie deshalb allein mich mit auf ihre Feldzüge. Ganze Nachmittage spielten wir an einem nahen See, ließen die Finger durch das Wasser gleiten, bauten Dämme und zerstörten sie. Den Bauch flach auf den warmen Asphalt gepresst fütterten wir Spinnen, die in den düsteren Löchern der Gullydeckel wohnten oder rissen vorm Badezimmerspiegel so lange ohne zu blinzeln die Augen auf, bis die eigene Reflexion zerfloss und zu etwas Unscharfen und Fremdartigen wurde. Geduldig erklärte mir Sabine jedes Sternbild am Himmel und blieb versunken stehen, wann immer der Wind über den wilden Wein strich, der ein Nachbarhaus vollständig bedeckte. Sabine fand das magisch. Und ich deswegen ebenfalls.

Wenn es regnete spielten wir stundenlang „Kopforgel“ in unserem Zimmer. Sabine hielt mir die Ohren zu, während ich ein Lied sumgte und es klang laut und gut in meinem Kopf. Dann wechselten wir. Kein Konzert war je besser. Wenn wir mit dem Auto in Urlaub fuhren, saßen wir still und schauten brav hinaus. Das wunderte unsere Eltern nicht einmal, sie kannten es nicht anders. Fröhlich gaben sie uns Hinweise, da eine Windmühle, seht ihr die Kühe? Guckt mal, die ersten Alpenausläufer. Verstanden Eltern je etwas wirklich? Denn wir schauten bloß gebannt auf die Leitplanke. Wenn man sie bei der richtigen Geschwindigkeit unentwegt anstarrte verschwammen die Punkte und die tiefer liegende Mitte zu Streifen und Farbbändern. Wenn sich die Höhe der Leitplanke änderte, glitt sie für uns nach oben und unten, tanzte. Dann sahen wir die Zwischenwelt. Genau so wie viele einzelne Bilder einen Film bilden, wurde die metallene Leitplanke zu einer Welt mit Horizont, Bergen und Bewohnern, zu einem kilometerlangen Fenster in eine andere Dimension, voller phantastischen Einzelheiten und Wunder.

Da gehe ich hin“, flüsterte Sabine mir einmal zu, ließ dabei die Leitplanke nicht aus den Augen. „Bald. In die Zwischenwelt der Zwischenzeit. Aber wir bleiben in Kontakt, ja?“ Sie sprach oft so betont erwachsen, sogar daran entsann ich mich. Solche Details kann man sich nicht einbilden, oder? Abends flüsterte Sabine, kurz bevor ich einschlief:

„Ich will da hinreisen und du wartest hier auf mich. Verrate nichts. Das bringt nur alles durcheinander.“

Folgsam nickte ich im Dunkeln, aber das konnte meine Schwester nicht sehen.

„Ja?“ hakte sie nach.

„Ja.“

„Gut.“

Ab da hatte ich Angst, dass Sabine sich einfach umdreht, die Hand hebt und geht. Fest hatte ich vor, mich dann an sie zu klammern, sie zurück zu halten. Aber das erwähnte ich nicht. Vielleicht, weil ich dachte, so richtig ernst meinte sie es nicht, das alles wäre nur eines ihrer interessantesten Spiele.

Dann bei einer nächtlichen Fahrt von einer Familienfeier nach Hause, geschah es. Ganz unspektakulär. Mich beschäftigte gerade, warum die Dinge vorne viel schneller am Auto vorbei sausten als die Bäume weiter weg auf dem Feld, die sich jedoch immerhin noch mehr bewegten als der Mond, der scheinbar still stand. Irgendwie war das, als ob man mit der Nase

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

ganz nah am Rand einer riesigen Schallplatte sei und hinüber starrte zur Plattenmitte am Horizont. Ich wollte Sabine danach fragen, drehte mich um und sie war weg. Einfach so. Erschreckt schaute ich hinaus zur Leitplanke und da war sie: inmitten der weichen Kurven lief sie in dem hellen Streifen, lachte lautlos und winkte mir zu. Sie blieb auf gleicher Höhe bis wir die Autobahn verließen, denn da endete die Leitplanke. Ich legte die Hände an die kalte, glatte Glasscheibe und fixierte das Ende der Leitplanke. Mit einem letzten Zwinkern in meine Richtung tauchte Sabine mit einem eleganten Kopfsprung mit der Leitplanke in den Asphalt ein. Bis wir zu Hause ankamen sprach ich kein Wort mehr. Es fiel keinem auf. Erstarrt musste ich danach verstehen, wie perfekt meine Schwester aus unserer Welt verschwunden war. Ich kannte noch ihre Freunde in der Schule, aber sie mich nicht länger, da es nie eine Sabine als Verbindung gegeben hatte. Sabines Spielsachen, ihre Bravohefte und Klamotten, einschließlich Kapuzenpulli, alles war verschwunden. Unser Zimmer war nur noch mein Zimmer, unsere Eltern nur noch meine Eltern. Ich sagte nichts. Ich wusste nicht wie. Keiner hätte mir geglaubt. Sie hätten gedacht, ich sei verrückt und mich in komische Krankenhäuser gesteckt, so etwas hatte ich im Fernsehen gesehen.

Es war seltsam, aber nicht wirklich schrecklich. Wir blieben regelmäßig in Kontakt, wie Sabine versprochen hatte. Ich radelte zu unserem See, durch die Spiegelung betrachteten wir einander wie durch eine wellige Scheibe, im Halbschlaf unterhielt ich mich lange mit ihr, sie winkte mir jeden Morgen auf dem Schulweg aus den Schatten des wilden Weins zu und abends bei Sonnenuntergang spürte ich ihre Hand kurz warm auf meiner Schulter. Als Kind reichte mir das, ich war mir meiner Schwester völlig sicher. Und sie würde ja wieder kommen. Aber sie ließ auf sich warten.

Ich wurde älter und Sabines Besuche erfolgten seltener und weniger deutlich. Immer noch erahnte ich sie oft in den verwischenden Schlieren schneller Bewegungen oder erhaschte einen Blick auf Sabine aus dem Augenwinkel. Allerdings, sobald ich mich nach ihr umdrehte, war sie fort. In bestimmten Geräuschen wie Wind, Feuerknistern oder dem Knacken einer Kassette, die zu Ende war, sprach sie zu mir. Aber es geschah seltener, die Gespräche wurden kürzer, die Erscheinungen rar.

Als Teenie kam mir der Gedanke, ob die Visionen diffuse Kindheitserinnerungen wären an eine früh verstorbene Schwester, Zerrbilder eines traumatischen Verlusts. Heimlich durchsuchte ich die Schubladen meiner Eltern, alte Fotoalben und verstaubte Kartons auf dem Dachboden. Nichts wies darauf hin, dass je ein zweites Kind hier gewohnt hatte. Ich frage meine Mutter, warum ich ein Einzelkind sei und sie erklärte mir verlegen, ich hätte ein Geschwisterchen bekommen sollen, aber es hätte nicht geklappt. Ihre Aufrichtigkeit war echt, es hatte Sabine nie gegeben. Ich glaubte meiner Mutter.

Ich wurde älter und fand immer weniger Zeit für Blätterrauschen und Nebelschwaden. Langsam, wie ein Kind ein Stofftier aus den Augen verliert, vergaß ich sie. Ich nahm eine Arbeit an, wechselte die Stadt.

Dann kam die Nacht, die alles änderte. Im Traum stand Sabine vor mir, blickte an mir vorbei und flüsterte:

„Wartest du nicht mehr auf mich?“ Ihr Blick wanderte suchend: „Caro, wo bist du?“

Mit rasendem Herzen wachte ich auf und lag fassungslos lange wach. Alles war wieder da, ich erinnerte mich an jede Kleinigkeit unserer Kindheit. Wie hatte ich das alles vergessen können? Wie lange hatte ich nicht mehr die Sternbilder angeschaut oder darauf gelauscht, wie der Wind in den Blättern eines wilden Weines raschelt.

Meine Suche begann, nach mir, nach einem Weg, Sabine zu erreichen, die Zwischenwelt zu finden. Je mehr ich es wollte, desto magerer waren die Ergebnisse. Ich las alles über Mythen, Geisterbeschwörung und transzendente Körper. Es half nichts. Ich fing an zu trainieren, lief jeden zweiten Tag, um fit zu sein, in einem gesunden Körper wohnt ein starker Geist oder so ähnlich. Ich schrieb täglich meine Träume auf, lief meinen ersten Marathon, besuchte die größten Wasserfälle, um mich in ihren Anblick zu versenken, die höchsten Berge, die

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

einsamsten Wüsten. Nichts. Keine Spur von Sabine, obwohl ich jetzt immer an sie dachte, alles probiert hätte, um sie zurück zu bekommen. Aber ich wusste nicht wie.

Nach einer weiteren Nacht, in der ich kaum schlief und dem darauf folgenden schrecklichen Tag, versuchte ich mit aufgerissenen, brennenden Augen in meinem zerfließenden Spiegelbild Sabine zu erspähen. Da riefen draußen zwei Sittiche, als sie über das Haus flogen. Ich musste lächeln, wie immer wenn ich sie hörte und blinzelte, bis ich klar sehen konnte und beschloss dann zu dem Schlafbaum der wilden Halsbandsittiche zu gehen. Ich brauchte eine Pause.

Die Sittiche machten mich immer froh. Sie waren die Nachfahren eines in den Sechzigern entflohenen Vogelpärchens, das sich mit der Zeit zu einem großen Schwarm vermehrt hatte. Wann immer ich die Sittiche wie grüne Federnblitze durch die Luft segeln sah, änderte sich das Licht und alles wurde besser und leicht. Jede Nacht schliefen sie alle zusammen auf einem einzigen ausladenden Laubbaum im Park eines Seniorenheims. Das hatte ich irgendwann herausgefunden. Wenn es richtig schlimm wurde, kam ich seit dem hier hin. Es beruhigte mich, wenn ich ihrem Krakeelen zuhörte, während sie sich in der Dämmerung versammelten, enggedrängt auf den Ästen hin- und hertrappelten, bis sie endlich, wenn es dunkel wurde, einschliefen. Es war für mich eines der größten Naturschauspiele überhaupt. Die Hände tief in den Hosentaschen sah ich zu, wie die Sittiche aus allen Himmelsrichtungen angefliegen kamen. Blätter rieselten zu Boden.

„Wissen Sie warum sie nur auf Platanen schlafen?“

Erschreckt fuhr ich zusammen. Neben mir stand eine alte, dickliche Frau, mit weißen zusammengebundenen Haaren, einer blauen unförmigen Jacke und blinzelte mich durch eine sehr hässliche Brille selbstsicher an. Kurz zögerte ich, fühlte mich ertappt, denn hier war natürlich Privatgelände. Ich hatte gelesen, dass das Seniorenheim die Stadt verklagt hatte, wegen des Lärms der Sittiche. Meine Kehle hatte sich zusammen gezogen vor Angst, man könne die Bäume fällen, die Sittiche vertreiben, aber sie galten jetzt als einheimische Spezies. Nach 20 Jahren waren sie hier zu Hause. Wie die kleine Frau vor mir.

„Ich dachte, sie mögen die Bäume einfach.“

„Weil ihre Stämme so glatt sind, dass keine Schlangen hochklettern können.“

„Wirklich? Aber hier gibt es doch keine Schlangen!“

Die Frau lachte leise, ein Klang wie aus einem anderen Jahrhundert, höflich und doch amüsiert.

„Das wissen die Sittiche nicht, oder es ist ihnen egal.“

Gemeinsam starteten wir hinauf, bis die Sittiche schwiegen und ich in der Dunkelheit nur noch Schemen erkennen konnte.

„Wenn Sie die Vögel mögen, besuchen Sie mich doch mal. Haus 3, B, Zimmer 407. Ich habe einen Balkon, da kann man die Halsbandsittiche ausgezeichnet beobachten. Samstag, 13 Uhr?“

„Okay.“ Ich sagte zu, warum kann ich nicht sagen. Die alte Dame ging, als hätte sie nur auf meine Zusage gewartet, unter den dunklen, stillen Bäumen zum Haus und ich rief ihr hinterher:

„Ich heiße Caroline Schneider.“

Wie ein Hauch trug der Wind zurück: „...spielt keine Rolle im Land der Dämmerung.“

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Das hatte Sabine auch immer zitiert, ihre Lieblingsgeschichte von Astrid Lindgren. War das Zufall? Was sonst.

Samstag ging ich einem seltsam riechenden Gang zur Rezeption entlang, der junge Pfleger hinter dem Tresen wirkte missmutig als ich nach dem Zimmer fragte.

„Zur Steiner? Die kriegt ja nie Besuch.“

Er zeigte zur Treppe und schaute schon nicht mehr auf.

Als ich klopfte erklang ein leises „Herein.“ Vorsichtig drückte ich die Klinke auf. Dahinter war ein mittelgroßes Zimmer mit beiger Tapete. Es war aufgeräumt und sehr pragmatisch eingerichtet: ein Bett, ein einfacher Buchentisch mit einem Tellerchen Pralinen auf einem

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

weißen gehäkelten Deckchen, ein alter Fernseher, davor ein großer elektrisch verstellbarer Fernsehsessel, an der Wand zwei Bilder aus Gusseisen, ein Regal mit einigen Büchern und zwei Fotos, von denen Menschen einem siegessicher entgegen lachten. Wenig bleibt von einem ganzen Menschenleben übrig, wenn man ins Heim zieht, dachte ich. Aber durch die offene Balkontür fiel helles Sonnenlicht hinein und streichelte das karge Zimmer. Vom Balkon aus winkte mich Frau Steiner näher, so als denke sie gar nicht daran, mir entgegen zu gehen, jetzt wo sie draußen war, lichtumspült. Sie sah genauso aus wie bei unserem letzten Treffen, alt, klein und freundlich. Ich durchschritt das Zimmer und trat auf den Balkon - und in eine andere Welt. Der Balkon war voller Pflanzen, großen und kleinen, mit winzigen bläulichen Blättern oder handtellergrößen. Es schien unmöglich, dass aus den kleinen Töpfen und schmalen Blumenkästen eine solche grüne Explosion entstehen konnte. In der Mitte stand ein Korbessel, den die alte Dame ein Stückchen zu mir hin schob.

„Setzen Sie sich.“

Ich sank in das weiche Sitzkissen und in den Urwald. Spielerisch ließ die alte Frau ihre knorrigen Hände über die Kräuter der Balkonkästen wandern und jedes duftete durch die Berührung anders, süß, würzig, lieblich oder ätherisch. Mitten in diese Duftwolke sprach sie wie einen Zauberspruch zärtlich die Namen, Oregano, Thaibasilikum, Borretsch, Minze, Rosmarin. Die meterhohen Bäume seien Flieder, die Blumenampeln Aztekengold. Sie zeigte mir buschige Erika und kugelförmige Asters, die wasserfallartig über das Balkongeländer flossen. An der hellgelben Altenheimwand krallten sich sture Glockenwinden und Clematis. Sämtliche Pflanzen blühten - in allen erdenklichen Farben. Bienen summten von Blüte zu Blüte, flogen kreuz und quer. Die Luft um uns war voller kleiner, emsiger Fellknäulchen.

„Ist hier irgendwo ein Bienenstock? Stechen die?“

„Nein, das sind Wildbienen. Vollkommen harmlos. Sie leben solitär, so wie ich. Hier in diesen Nisthölzern. Nicht wie ich.“

Frau Steiner zeigte lächelnd auf durchlöchernte Baumstammscheiben, die sie an die Wand genagelt hatte, dort wo die Winden noch etwas Platz ließen. Frau Steiner begann von den Hummeln und Wildbienen zu erzählen, die auf dem Balkon wohnten oder von weit her kamen, um auf dem Balkon Nektar zu sammeln und ich folgte ihnen mit den Augen. In den großen Platanen spielte der Wind, der Korbessel war warm und angenehm glatt unter meinen Händen, mit lautem Krächzen flog ab und zu ein Sittich vorbei. Zum ersten Mal seit Jahren entspannte ich mich. Nach einem Alptraum von Höher, Schneller und Weiter, kam ich in diesem kleinen Balkon in einem Altersheim irgendwo an.

„Wie geht es Ihrer Schwester?“ Sofort erstarrte ich. Die Worte trafen mich völlig unvorbereitet.

Fortsetzung in „Wälder, Wasser..“ Seite 148 ff Verena Wolf

Das violette Tor

Es wird anders...

...es ändert sich...

... jetzt...

...ständig...

...wenn meist auch unbemerkt...

...schleicht sie sich aus,, die schwere, dunkle Zeit...

...Im Inneren bin ich schon eine Andere...

...das Äußere zieht langsamer nach...

Unter der Verpuppung ist längst Neues entstanden.

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Oft ist nicht zu sehen, was im Hintergrund entsteht, während man blind und verzweifelt im Kreis läuft.

Kein Schmerz ist je umsonst durchlebt!

Das violette Tor

Niemand weiß genau, wo es sich befindet, noch was sich dahinter verbirgt.

Der Weg ist beschwerlich. Egal wie lange man auch sucht, es offenbart sich nur jenen, von denen es gefunden werden will.

Versteckt, von der Natur umgeben, in wuchernder Wildheit, ähnlich einer verlassenen, vom Dschungel zurückeroberten Stadt vergangener Kulturen.

Beim Wandern abseits bekannter Pfade, fern der nächsten Straße, dann wenn man denkt, es ginge nicht mehr weiter, wenn man verzweifelt meint im Kreis zu laufen. Wenn es scheint, dass der Weg zurück in die Zivilisation nicht mehr begehbar ist. Selbst wenn er gefunden würde, so fehlte doch die Kraft und Hoffnung, ihn zu beschreiten. Ist die Wildnis zwar trist und einsam, zurück will man nicht mehr, kann man nicht mehr. Verirrt und verwirrt den Launen der Natur ausgeliefert... Sobald dieser Zustand erreicht ist: es einen ekelte, zurück in die künstliche Scheinwelt zu kehren, stattdessen die Wahrhaftigkeit der Natur vorzieht...

Dann zeigt es sich. Jedoch erst bei Dunkelheit. Sanfter violetter Schein umschmiegt den nächtlichen Wald. Der Ursprung dieses faszinierenden - jedoch ebenso äußerst unheimlichen - Lichtes ist nun erahnbar. Gleichzeitig allerdings wird die verloren geglaubte Straße wieder sichtbar. Jene, welche zurückführt in die 'Zivilisation', in das alte Leben. Breit ist sie, die Straße, leicht befahrbar, sogar ein Taxi wartet. Welch bequemer Weg, der diesen äußerst angenehmen Ausweg aus Hunger, Durst und Einsamkeit verspricht! (Das violette Tor zwingt niemanden zu sich. Handelt es sich hier um eine Art von Auswahlverfahren, indem es Zweiflern solch einfachen Ausweg vor die Nase setzt?).

Die meisten Menschen, denen das Licht sich offenbart, haben wenig Interesse auf ausgetretenen, bequemen Pfaden zu wandeln. Sie wollen nicht zurück, widerstehen der Ausweichmöglichkeit!

Viel zu lange schon stehen sie im Zweifel, angewidert von der Welt, die sie eigentlich lieben, angewidert von sich selbst, weil unfähig, trotz vermeintlich unbegrenzter Möglichkeiten, den eigenen - dem Gewissen und wahren Sehnsüchten entsprechenden - Weg zu erkennen, geschweige denn zu gehen.

Mystisch strahlt es aus dem Dickicht, unheimlich in phantastischer Schönheit, fremd und doch so vertraut, urvertraut. Jene Menschen, die keine Angst mehr kennen, außer vor der Rückkehr ins tote Leben, lockt sein Leuchten magisch an.

Sein Schein verwandelt die Umgebung in eine Traumwelt, als beinhalte dessen Ursprung die Erfüllung tiefster, nahezu religiöser Sehnsucht. Befindet sich dort die stets gesuchte Wahrhaftigkeit? Symbolisiert es das Leben, vielleicht den Tod? Ist es böse, teuflische Verführung? Oder gar ein Aspekt Gottes? Wie auch immer! Fremd scheint es und unheimlich, wirkt es doch nahezu unirdisch, das violette Licht.

Stark und klar ist die Richtung seiner Quelle zu erahnen. Ich habe mich gegen Taxi und Straße entschieden: Lieber wirklich tot, als tot zu leben (nennt man das nicht Zombie?). Ich schreite weiter durch den diffus erleuchteten Wald. Wohin ich letztlich gehe weiß ich nicht. Es ist mir egal. Nie wieder zurück!

Violette Beleuchtung erhellt die Nacht. Ich wandere durch diese phantastische Natur. Dabei handelt es sich doch bloß um einen Wald. Bloß um einen Wald?! Über Steine, Äste, Laub und weiche Erde. Ich ziehe meine Schuhe aus und lasse sie liegen. Kein Wegweiser, kein Pfad - nichts leitet mich...

Einzig das violette Licht...

Ist ihm zu trauen? Welche Energiequelle treibt es an? Erlischt es gar irgendwann? Wer garantiert mir, dass es so lange leuchtet, bis ich seinen Ursprung gefunden habe? Was, wenn

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

es eine Art Irrlicht ist und ich niemals zurück finde? Wenn ich mich völlig verirre, erfriere, verhungere?

Welch Risiko! Handelt es sich um eine Fata Morgana? Eine Psychose? Alles möglich! Doch liegt die einzige Alternative im Weg zurück - zurück ins Zombiedasein.

Ich gehe voran - und bin entzückt! Die meisten Tiere schlafen, und doch: der Wald lebt! Es raschelt und kracht, hörbar wachsen die Pilze, rauschen die Bäume, arbeiten die Insekten. Trotz der ungewöhnlichen Erhellung (sehe eigentlich nur ich das violette Licht?) ist der Ursprung dieser 'Symphonie der Geräusche' nur erahnbar. Wo eigentlich tiefste Schwärze den Sehsinn außer Kraft setzt, lässt sich nun erahnen was alles in der Natur existiert. Sind dies Feen, die singen, Elfen, welche tanzen, Gnome, die neue Gänge graben, nach Schätzen suchende Zwerge? Ist es mein ruheloses (Unter-)bewusstsein, das mir diese unheimliche Situation - in phantastischer Symbolik - erklären will?

Egal, ich gehe weiter.

Und ich frage mich, während der breite Rückweg (mitsamt Taxi) mich lockt, ob ich irre bin. Doch nicht mal der Gedanke, ob ich überlebe, spielt eine Rolle, solange ich nur das violette Licht erfahren kann...

Es ist nicht leicht, das Bekannte hinter sich zu lassen, um eine neue Richtung einzuschlagen. Wer lehnt schon freiwillig den sicheren Weg ab, um im dunklen Wald einem diffusen, eventuell sogar eingebildeten, Licht zu folgen?

So einfach wird es einem gemacht! Ist man auch verloren, wird einem gleich ein Taxi bereitgestellt, um sich wieder zu integrieren.

Und was mache ich? – Ich lehne ab. Ich folge violetterem Schein.

Durch Laub, Geäst, umgeben von unheimlichen Geräuschen, über Stock und Stein schreite ich... allein...

Ich bin ganz nah! Violett strahlt es, zieht mich magisch an; Hindernisse nehme ich als solche nicht mehr wahr - es geht weiter: der Quelle zu.

Einmal noch ereilen mich Zweifel. Was mache ich hier? Was soll ich mit diesem Irrlicht? Bald wird es wahrscheinlich unmöglich sein, den Rückweg zu finden. Was mache ich hier nur? Ich habe Angst!

Plötzlich wird es warm um mich - die Zweifel verschwinden. Ich befinde mich auf einer Lichtung. Seit Jahrmillionen scheint sie dieselbe zu sein. Zwischen Bäumen, Sträuchern, Gräsern, violett umleuchtet, sehe ich das Tor - das violette Tor!! Stets ersehnt, stehe ich davor: Was nun?

Ich fühle mich, als sei ich bei meiner Familie angekommen, geborgen, in Erwartung aufgenommen zu werden.

Doch: in der Nähe wartet schon wieder das Taxi, auch die Hauptstraße führt hier her. Aber niemand außer mir scheint Tor und Licht zu bemerken.

Ich deute dem Taxilenker weiterzufahren und gehe in das violette Licht. Es strahlt kräftiger als je zuvor. Nie habe ich etwas Schöneres gesehen! Behutsam nähere ich mich dem Tor. Ich denke nicht mehr! Lasse Zweifel, Zweifel sein - und trete ein...

Silvia Constantin

Männergedicht auf eine Rose

Sie müssen sehr schön gewesen sein,
die zu Rosen gewordenen Frauen,
bei Sonnen- und bei Mondenschein
wer traute sich, sie zu schauen.

Hell leuchten die Blüten durch die Nacht,
blühen auf zur Mittagsstunde,
sie ziehen und locken mit ihrer Pracht,
sie richten mich zugrunde.

Wenn ich höre Summen und Singen
so sommervoll aus Wunderland
mein Kopf, mein Bauch, mein Herz – sie schwingen,
vor dem Rosenbusch, mein Widerstand

er schmilzt dahin, dahin – ich spüre,
Gerüche werden mir gefährlich,
die Rose attackiert mich jährlich.
Bleibe ich stehen an der Türe,

dem Tor zur Anderwelt der Träume,
betrachtend ich mich selbst verliere,
ich sinke sanft in helle Räume,
zitternde Lippen, Schweiß, ich friere.

Ein Schauer läuft über den Rücken,
im grünen Laubwerk Sonnenflecken,
ein Blatt berührt die Stirn, Entzücken,
und Zweige sich entgegenstrecken,

umfassen sanft Beine und Bauch,
hör leiser werdend Mückenschwärme,
ich komme tiefer in den Strauch,
die Sonne spür ich noch als Wärme.

Ich rieche noch der Schönheit Duft,
berühre noch einmal Blätter und Rinde
und löse mich auf, ich werde Luft,
ich seh' nichts, hör' nichts, ich verschwinde.

Ich will jetzt nur noch Rose sein
wie zu Rosen gewordene Frauen,
wunderschön müssen sie gewesen sein:
die zu Rosen gewordenen Frauen.

Inhaltsverzeichnis

bzw. Autorenliste

Impressum

Einblicke, Vorwort

Die blaue Dissertation
Sommerfragmente: Andreas Okopenko

Flucht in den Weltraum: Peter Oberdorfer

Voodoo Child: Michael Benaglio

nichts in allem, alles im nichts
Jahreszeiten
Poesie ist: Melamar

Der heilige Berg: Berta Berger

ich muss lernen: Philipp Haas

all1sein...mit sich: Nadine Vetter

Sein im Nichts
Träume: Ixy Noever

Ein Sonnentag im Winter
Das Leben verfärbt
Glück: Michael Pick

Endlich allein: Petra Kroner

Die Flügel der Fantasie: Christl Greller

An solche Freunde
In jenen Gefilden
Engel der Freude
Vernünftig: Elisabeth Schrattenholzer

Vorspiel: Michael Nussbaumer

Nacht: Ortwin Rosner

Die Herbstkatze: Petra Kroner

Die weiße Adlerfeder: Michael Benaglio

Der Blick des Schwarzmagiers: Manfred Stangl

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Welt

Das Bücherhaus: Michael Pick

Der erste Tag deines neuen Lebens: Sandra Rehschuh

Stolz

Vertraut

Befreit

Für dich

Liebeswort: Barbara Zieger

Der schmale Steg: Sandra Hlawatsch

Blaue Augen: Salina Petra Thomas

Rituale: Karin Kinast

Das Zarte: Christian Schreibmüller

Schatzsucher: Christl Greller

Am Fluss

Am Tisch

Klopfen

Lesung

Am Abend

Gericht

Delta Lena: Wladimir J. Tolstoj

Übersetzung in Raualphabet: Heidulf Gerngross

Unterm Götterbaum. Thomas Frechberger

Die Bienenkönigin: Verena Wolf

Das violette Tor: Silvia Constantin

Wenn Jeder

Sage und Schreibe weil: Clemens Schittko

Blick zurück aufs Goldene Zeitalter: Manfred Stangl

Männergedicht auf eine Rose: Jochen Stüsser-Simpson

Nachwort: Wenigstens im Wort die Aschentür schließen: Elisabeth Schrattenholzer

Inhaltsverzeichnis

Vitae

Leseprobe Anthologie der Ganzheit

Wälder, Wasser, Licht und Liebe – Texte der Ganzheit,

herausgegeben v. Manfred Stangl

erschienen im Mai 2009, 196 Seiten, gebunden, Preis 18.- €

direkt erhältlich unter info@sonneundmond.at